

Nur zugreifen

Kurzgeschichte von Joachim Braune

Der junge Mann griff nach seiner Krawatte, als das junge Mädchen an seinem Tisch in dem Gartenlokal Platz nahm.

Warum er nur an die Krawatte greift, dachte das junge Mädchen, sie sitzt doch ganz richtig. Übrigens ganz hübsch, das Muster.

Dann griff sie in ihr Haar und ordnete es etwas vom Nacken her. Es war ein wenig windig heute.

Warum sie nur in ihr Haar greift, dachte der junge Mann. Es liegt doch ganz richtig. Übrigens ganz niedlich, die Frisur.

Das junge Mädchen bestellte sich Kaffee und ein Stück Torte. Sie ist

Wegwarte

So du sie findest, die blaue Blüte, wisse, zu pflücken ist sie gar schwer. Aber verzeh dem harten Gemüte Auf ihrem Weg liegt Sonnengebräte, Räder drohen städtlich, städtlich.

Hubert Wolf

ziemlich jung, dachte der junge Mann, es wird noch keine zehn Jahre her sein, da griff sie noch nach dem Rock der Mutter, wenn sie etwas Aufregendes erblickte.

Der junge Mann seinerseits bestellte sich noch ein Glas Bier. Ein paar Tische weiter gab es einen kleinen Auflauf. Eine Dame vermisste ihren Schirm. Diebe am Werk? Das junge Mädchen griff nach der Handtasche, der junge Mann nach seiner Brieftasche im Jackett.

Was wird sie schon darin haben, dachte der junge Mann, ein buntes Taschentuch, ein Fläschchen Kölnisch Wasser, eine Puderdose vielleicht und einen Lippenstift, und dann ein winziges Notizbüchlein, in das sie mit ihrer Kinderschrift einträgt: Kino gewesen — eine Mark zwanzig, Eis gegessen — dreißig Pfennig.

Die Menschen sind schlecht, dachte das junge Mädchen. Der Schirm ist gestohlen. Ob der junge Mann auch einen Griff in die Portokasse getan hat? Ach nein, so sieht er eigentlich nicht aus, er hat so manierliche Hände.

Immer greifen Hände nach etwas, dachte der junge Mann. Der Bassist greift seine Akkorde aus den Saiten, der Ober greift in die Tasche und klumpert mit dem Kleingeld, die Leute in der Straßenbahn greifen nach einem Halt, wenn der Wagen schwankt, und eben jetzt greift sie nach ihrer Kaffeetasche. Sie faßt sie mit zwei Fingern an, es sieht nett aus. Was machen wir eigentlich ohne die Hände? Natürlich, wir denken zum Beispiel, dachte der junge Mann.

Was mag er denken, dachte das junge Mädchen. Ob er mich gar nicht beachtet?

Ein Ehepaar kam mit einem Kinderwagen vorbei. Der Säugling griff nach der Klapper, die ihm die Mutter hinhält. „Sieh mal“, sagte die Frau, „er greift schon!“

Das letzte Mittel

Als der Dorfarzt seine Krankentour durch den Wald machte, kam ihm bereits sein Freund, der Förster, in den Weg.

„Na, mir scheint gar, es geht dir nicht besonders!“ stellte sein geübter Blick gleich fest.

„Eraten! Ich kann und kann keinen Schlaf finden! Nichts hilft, weder Brom noch Veronal, nicht einmal ein Courtmahler-Roman!“

„Mach dir einen Glühwein, der hilft wunderbar!“

„Das kann ich doch als jahrelanger Alkoholgegner nicht“, brauste der Förster auf, „so nähme ich denn auch das heiße Wasser her? Wenn das meine Frau erfährt, bin ich vor allen meinen Anhängern blamiert!“

„Mir scheint, du hast gar keine Phantasie“, tröstete der Arzt, „brauchst doch nur



Jetzt ist für unsere Bauern die schwere Zeit des Jahres gekommen

Voe des Eente

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch.
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andere auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt.
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

MARTIN GREIF

Er greift schon, dachte der junge Mann. Der Griff ins Leben. Ich muß auch zupacken, wenn ich es zu etwas bringen will.

Man muß zugreifen, dachte er. Ist es das? Ist das das Leben? Nein. Denken ist auch das Leben. So, wie ich jetzt die Hände still halte und über das junge Mädchen hier nachdenke, ist es auch das Leben. Mit meinem Gedanken kann ich etwas ergreifen. Mit den Augen ja auch.

Die Musik begann wieder zu spielen. Der junge Mann sah das Mädchen an. Das junge Mädchen sah den Mann an. Dann tanzten sie.

Er tanzt gut, dachte sie. Er hat so einen festen Griff. Wie gut, daß er nicht redet.

Sie tanzt gut, dachte er. Sie ist so weich und fügsam. Hoffentlich erwartet sie nicht, daß ich Konversation mache.

Dann gingen sie unter den Bäumen. Die Kapelle spielte ein italienisches Lied, und einer sang dazu etwas von Sonnenuntergang und Gitarren.

Es ist ergreifend und kitschig, dachte das junge Mädchen. Bestimmt ist es Kitsch. Manchmal weiß man das nicht so genau.

Sie standen am Teich und blickten nach den Schwänen. Der junge Mann griff nach ihrer Hand.

Wie sentimental, dachte er im gleichen Augenblick.

Aber sie zog ihre Hand nicht weg.

Die große Überraschung

Von Jo Hanns Rösler

alt geworden. Ich benützte das Jubiläum, mir einen neuen Wagen zu kaufen. Ich ging in eines unserer größten Autowerke.

„Ich möchte Ihr neues Modell kaufen“, sagte ich.

„Gegen bar, mein Herr?“

„Bar auf den Tisch.“

„Wie erfreulich.“

Der Ingenieur der Firma führte mich in die Halle. Herrliche Wagen standen dort. Alle vom neusten Modell des Werkes.

„Sie wünschen sicher eine Probefahrt?“

„Gern.“

„Bitte, steigen Sie ein!“

Er öffnete mir die rechte Tür eines Wagens.

„Nein“, rief ich, „ich möchte gern selbst fahren.“

„Verzeihen Sie! Bitte nehmen Sie am Steuer Platz!“

Ich tat es. Er schwang sich neben mich.

„Der Anlasser ist rechts.“

„Danke.“

Wir rollen aus der Halle.

Als wir von der Probefahrt zurückkamen —

„Der Wagen ist gekauft!“ rief ich.

Der Ingenieur saß kreidebleich neben mir.

„Wir reden zu Hause darüber“, sagte er.

Wir kamen im Werk an. Der Ingenieur verschwand. An seiner Stelle erschien der Generaldirektor persönlich.

Tisch heran, schlage die Hacken zusammen, sage „Gestatten Sie“ und setze mich schließlich.

Auf dem Tisch steht ein Teller mit vier Brötchen, offenbar je ein Brötchen für jeden Gast. Schon überlege ich, ob es nicht gentlemanlike sei, diesen Teller heranzureichen; aber die Engländerin mit der Haut ergreift den Teller, gibt jeder sechzehnjährigen ein Brötchen und nimmt sich selber die zwei anderen; dann stellt sie den leeren Teller wieder an seine alte Stelle hin, indem sie heiter nach allen Seiten und über alle Tische hinwegblickt.

Da habe ich darauf verzichtet, den stolzen Briten zu zeigen, daß noch andere Leute da sind, denn sie werden es ja doch niemals einsehen. Vielmehr habe ich mich begnügt, einige kulturhistorische Bemerkungen anzustellen.

So haben sie Gibraltar weggenommen, murmelte ich vor mich hin, und Malta. Es ist ein bißchen toll, aber es kleidet sie.

„Wie wars denn?“

Von Kurt Preis

Jetzt beginnt sie wieder, diese Zeit des „Wie wars denn?“ Der und jener kommt vom Urlaub zurück, braungebrannt und voller Erlebnisse. Er betritt mit federnden Schritten seine Arbeitsstelle, das Büro, die Firma. Er meldet sich beim Chef. „Na, mein Lieber, wie wars denn?“ — „Großartig, Herr Direktor, ganz großartig.“ — „Das ist recht. Erzählen Sie doch mal...“

Noch durchaus federnden Schrittes verläßt der Zurückgekehrte das Zimmer des Gewaltigen. Da hat ihn schon der erste Kollege am Krawattl. „Mensch — du schaust ja pfundig aus. Wie wars denn?“ — „Danke, prima.“ — „Erzähl doch mal...“

Nun, am ersten Tag wird's nichts Rechtes mit der Arbeit. Immer wieder kommt ein anderer, fragt und lauscht. Die Reise, die Unterkunft, die Verpflegung, die Gesellschaft, die Gegend, die Erlebnisse — Jeder stellt die Frage, als wäre sie neu (für ihn ist sie's ja). Er ahnt nicht (obwohl er es könnte), daß andere vor ihm sie auch schon gestellt haben, ein dutzendmal und noch öfter.

Der Urlauber aber ist dieser Frage

ausgeliefert. Sie muß beantwortet werden, soll nicht der ganze Urlaub in Mißkredit geraten. Die Freunde fragen ja nicht nur, weil sie an den Erlebnissen teilhaben wollen, sondern sie erwarten auch Hinweise für den eigenen Urlaub, wenn er noch bevorsteht, oder sie wollen Vergleiche ziehen mit den Ferientagen, die sie schon hinter sich haben.

Es gibt Leute, die können ihre Berichte unerschüttert in immer neuen Variationen erzählen. Andere erliegen schon beim drittenmal, es fällt ihnen nichts mehr ein, und sie winken apathisch ab: „Soso — lala — aber was gibt's bei Ihnen Neues?“

Wenn aber einer, nach einigen Wochen vielleicht, von selber anfängt, über den Flirt in der Almhütte oder die kurzen Bettdecken im Gasthaus zu berichten, und wenn er dann die Antwort erhält: „Ach — Sie waren in Urlaub? Das sieht man Ihnen aber nicht mehr an!“ — dann ist die Gefahr vorüber. Aber gerade jetzt tät's Spaß machen, alles, von der Erinnerung verklärt, in schwungvoller Rede von sich zu geben. Aber jetzt will's niemand mehr hören.

„Sie wollen unseren Wagen kaufen?“ fragte er.

„Ja. Er gefällt mir.“

„Wir haben uns entschlossen, Ihnen einen Wagen zu schenken.“

Ich stand überrascht.

„Zu schenken? Wem verdanke ich diese Ehre?“

„Ihrer grandiosen Fahrkunst, mein Herr“, sagte der Generaldirektor. „wählen Sie sich bitte aus, welchen Wagen Sie wollen. Einen 300er Mercedes den neuen Kapitän, den großen Ford, einen Borgward —“

„Aber ich wollte doch Ihren Wagen!“ rief ich.

Der Generaldirektor bedauerte:

„Das können wir uns nicht leisten. Sie sind das größte Antitalent am Steuer. Wenn Sie unseren Wagen fahren, leidet der Ruf unserer Firma. Jeder glaubt, es liegt am Wagen, der zeigt keine Leistung und hat keine Reserve. Dabei sitzt nur so ein Trettel wie Sie am Steuer! Verzeihen Sie das offene Wort! Aber wenn Sie mit Ihren Fahrkünsten einen Wagen unserer Konkurrenz fahren — wir schenken ihn Ihnen und sind gern bereit, uns auch weiterhin dafür erkenntlich zu zeigen.“

Ich versuchte es noch bei den anderen Werken. Überall das gleiche Resultat. Man wollte mir lieber einen fremden Wagen schenken, als den eigenen verkaufen. Seht, Freunde, darum fahre ich seit heute einen großen Amerikaner. Die deutsche Autoindustrie finanziert ihn.

Die Wirbelsäule ist nicht ganz harmlos

Viele Krankheiten und Schmerzen gehen von ihr aus / Der Griff nach dem Nacken

„Immer, wenn ich in meinem Wagen den Rückwärtsgang einschalte und durch das hintere Fenster schaue, bekomme ich quälende Asthmaanfalle, die oft eine Stunde anhalten“, erzählte ein 54-jähriger Kaufmann dem Bayreuther Professor Gutzeit. Das war das Stichwort, das auf die Spur der rätselhaften Erkrankung dieses unglücklichen Patienten führte. Seit zehn Jahren wurde er vergeblich wegen eines Asthmas behandelt. Noch länger ist es her, daß er häufig vom Hexenschuß und von schmerzhaften Neuralgien geplagt wurde. Vor fünf Jahren stellten sich die ersten heftigen Herzkrämpfe ein, während denen er alle Stadien der Todesangst erlebte.

Was diese verschiedenartigen Beschwerden zu bedeuten hatten, ahnte Professor Gutzeit, als der Kranke ihm vom Beginn der Asthmaanfalle beim Rückwärtsfahren im Auto erzählte. Der Kaufmann wurde vor den Röntgenstrahl gestellt. Die Aufnahme zeigte eine hochgradige Veränderung der Halswirbelsäule.

Die meisten Menschen

Immer häufiger — so sagte Professor Gutzeit auf dem Internistenkongress in Kiel, auf dem er 300 Fachärzten die Geschichte dieses Patienten erzählte — werden die berüchtigten Bandscheibenvorfälle und andere Veränderungen der Wirbelsäule als Schuldige an vielen Krankheiten ermittelt. Die meisten Menschen haben einen Schaden der Wirbelsäule, ohne es zu wissen. Vom 80. Lebensjahr ab sind gesunde Wirbelsäulen fast eine Ausnahme. Die neuen Beobachtungen der Mediziner haben in einigen Gegenden schon die Wirbelsäulenfehler zu einer Angelegenheit der Mode und des guten Tones gemacht. Es ist zu erwarten, daß alle, die gestern über Nervosität und heute über Kreislaufstörungen klagen, morgen ihre kranken Wirbelsäulen bedauern lassen. Das ist aber falsch. Die meisten Veränderungen der Wirbelsäule bereiten keine Schmerzen.

Eine Zivilisationserscheinung

Sicher ist, daß Krankheiten, die vom Rückgrat ausgelöst werden, zunehmen. Da plagt sich eine Frau seit Jahren mit einer quälenden Migräne herum, da hat ein junger Mann rheumatische Beschwerden, da klagt ein anderer über ein rätselhaftes Magenleiden. Wenn sie ihre Wirbelsäule röntgen lassen, kann man deutlich Veränderungen an einzelnen Wirbeln feststellen.

Die Zunahme der Knochenschäden erklären die Ärzte als Zivilisationserscheinung. Mangel an Bewegung und Körpertraining sollen dem Skelett schaden. Andererseits kann auch das durch Hetze, Unrast und Nervosität belastete

Vegetative Nervensystem Knochenschäden auslösen, weil es mit der Wirbelsäule in enger Verbindung steht. Die aus ihrer Lage gerutschten Wirbel können nun ihrerseits auf Nerven drücken und Schmerzen bereiten.

Wenn diese Leiden verschwinden sollen, muß erst die Wirbelsäule geheilt werden. In den USA wurde es in den letzten Jahren üblich, Wirbelsäulen nach neuen Methoden zu operieren. Das ist aber eine gefährliche Aufgabe, denn das Messer kann am Rückgrat bei dem kleinsten Fehler Unheil anrichten, das nie wieder gutzumachen ist.

Mit geschickten Griffen

Einige deutsche Ärzte rücken seit kurzer Zeit die verschobenen Wirbel mit geschickten Handgriffen wieder in die richtige Lage. Wenn sie diese bisher nur von Heilkundigen geübte Methode — die Chiropraktik — anwenden, sieht es aus, als machten sie mit ihren Patienten einen Ringkampf. Der Arzt stellt sich vor den Kranken und umklammert mit einem Griff nach hinten dessen Hals wie bei einem

Mit einem „Gemeng von Salz und Henig“

Zahnpflege in alter Zeit

Im Altertum kannte man zwar weder Zahnbürste noch Zahnpulver, aber man pflegte die Zähne doch. Plinius schreibt, daß zum Mundspülen Wein benützt worden ist. Der Geschichtsschreiber Martial beschäftigt sich an einer Stelle mit den Federkielen, die zum Reinigen der Zähne der kaiserlichen Tafel geliefert wurden. 1870 wurde empfohlen, nach dem Aufstehen die Zähne mit einem Leinentüchlein tüchtig zu reiben, hernach Salzpulver zu nehmen und nochmals zu reiben. Das verhäute Fäulnis, stärkte das Zahnfleisch und erhalte die Zähne weiß, frisch, fest und gesund. Auch zerstoßener Alaun als Putzmittel sowie ein „Gemeng von Salz und Henig (Honig)“ wurde empfohlen. Nach jeder Mahlzeit sei der Mund zu spülen, aber stets in einer ungeraden Zahl von Spülungen, am besten drei, fünf oder sieben.

Doppelnelson. Wenn die Nackenmuskulatur ganz entspannt ist, kann der Arzt einen günstigen Moment ausnützen, um mit einem Ruck den verschobenen Wirbel wieder richtig einzusetzen.

Ein neues Gerät für die mechanische Streckung der Wirbelsäule, bei der die Wirbel wieder in ihre normale Lage rutschen sollen, hat jetzt der Hamburger Arzt Dr. Pietrucha konstruiert. Es ist ein hoher Metallkragen mit vier aufladbaren Luftkissen. Wenn die Kissen aufgepumpt werden, drücken sie den Kopf nach oben und strecken die Halswirbelsäule. Es erregte Aufsehen, als Dr. Pietrucha auf der Bühne des Kieler Stadttheaters einem jungen Arzt den Kragen anlegte und die Wirkung des Apparates seinen Kollegen zum erstenmal demonstrierte.

Immer wieder wirkt es wie ein Wunder, wenn nach dem Zurückgleiten der Wirbel in ihre Ausgangslage die schmerzhaften Krankheitssymptome auf der Stelle verschwinden. So war es bei dem Kaufmann, der sich seit einem Jahrzehnt mit seinem Asthma und den Herzbeschwerden geplagt hatte. So war es bei vielen anderen Patienten mit Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgien, Magen- und Herzbeschwerden. Es wäre sicher falsch, für alle Krankheiten mit unerklärlicher Ursache die Wirbelsäule verantwortlich zu machen. Aber mit Recht bezeichnen viele Ärzte die intakte Wirbelsäule als ein Rückgrat der Gesundheit.

Dr. Herbert L. Schrader

Zahnpulver kannten schon die alten Römer. Fein zerriebene Eierschalen auf ein Tuch gestreut und die Zähne gerieben oder feine Holzasche (trifft man heute noch), auch gemahlener Bimstein verwendete man damals als Zahnpulver. Im Mittelalter finden wir solche „Rezepte“, die aber als Zutaten noch geriebene Kopfknochen von einer Maus, einem Hasen oder einem Wolf enthielten. Die 1609 gedruckte chinesische Enzyklopädie „Lei-shu-san-t'ai-t'u-hin“ enthält ein Bild, dessen Legende besagt, daß es sich um ein „Instrument zum Reinigen der Zähne“ handelt. Es bestand aus einem Knochen in der Gestalt unserer Zahnbürsten. Man glaubt deshalb auch, daß die Engländer den Gebrauch der Zahnbürste in China lernten und von dort im 17./18. Jahrhundert nach Europa brachten.

„Braune Zehn in Maul“

Im Mittelalter jedenfalls schien der Gebrauch der Zahnbürste noch unbekannt gewesen zu sein. Sogar Frankreich, das sich auf die „Erfindung“ der Kosmetik und Hygiene soviel zügte tut und im 16. Jahrhundert im Gebrauch von Salben und Parfüms „weltbeherrschend“ war, kannte weder Zahnbürste noch Zahnpflege. Die uns heute verb klingenden Briefe Liselottes von der Pfalz vom Hofe Ludwigs XIV. bewahren uns das mit drastischen Worten. Sie zeigen uns auch, daß damals in Deutschland auf Zahnpflege schon mehr Wert gelegt wurde. In einem Briefe Liselottes heißt es, daß die Körperpflege sehr im argen sei, keinem der hohen Herren fiele es ein, sich die Zähne zu putzen, „sie laufen mit evnem Maul herum, das Kammerlang stinkt“.

Von der Geliebten des Kronprinzen schreibt Liselotte, sie habe „lauters braune, faule und stinkende Zehn in Maul“, so daß in den Zimmern Tabak geraucht werden mußte, um den „Odeur“ der gefeierten Schönen zu ertragen. Zahnärzte kamen erst um 1770 auf, allerdings keine Spezialisten. Bis dahin gab es berufliche „Zahnbrecher“, wenig angesehene Menschen, wenigstens werden sie in mittelalterlichen Schriften mit Schindern, Schergen und Henkern in einem Atem genannt.

Berühmte Zahnstochersammlungen

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts tauchten die ersten Zahnbürsten auf. Ein Wörterbuch aus dem Jahre 1790 erklärt das Wort „Zahnbürste“ als „eine Bürste mit Bockshaaren“. Bei wohlhabenden Leuten dürften aber häufig Zahnstocher in Gebrauch gestanden sein. Eine wundervolle Sammlung aus der Blütezeit des Mittelalters enthält das Germanische Museum in Nürnberg. Da gibt es Zahnstocher aus Gold, Silber und aus Elfenbein, in Gold gefaßte, schwere, fast plumpe „Instrumente“, an goldenen und silbernen Ketten befestigt, die um den Hals getragen wurden, um aller Welt den Grad der Wohlhabenheit und Vornehmheit des Trägers eindrucksvoll vorzuführen, wie man anderthalb Jahrhunderte später es mit den dicken goldenen Uhrketten machte...

R. W. v. W.



„Was er jetzt schön still ist!“

Nehmen Sie's ernst?

Ihr Horoskop

vom 3. bis 9. August

Widder (21. 3. — 20. 4.):

Jetzt ist eine neue erfolgreiche Periode eingetreten, die es beruflich und finanziell zu nutzen gilt.



Stier (21. 4. — 21. 5.):

Es sind zwar einige Spannungen beruflich angezeigt, die sich aber durch kluge Zurückhaltung überwinden lassen.



Zwillinge (22. 5. — 21. 6.):

Persönliche Angelegenheiten erfahren eine wesentliche Förderung durch Geschick und Gelistesgegenwart. Neue Vorhaben müssen aber immer noch genau abgetastet werden.



Krebs (22. 6. — 23. 7.):

Diese Woche steht unter gemischten Einflüssen. Aus diesem Grunde ist eine vorsichtige Handlungsweise angebracht.



Löwe (24. 7. — 23. 8.):

Diese günstige Woche trägt ebenfalls dazu bei, Ihren persönlichen Kreis zu erweitern und berufliche Vorteile zu bringen. Es kommt aus diesem Grunde sehr darauf an, alle Vorhaben genau und sauber durchzuführen.



Jungfrau (24. 8. — 23. 9.):

Auch jetzt kann mit neuen Vorhaben begonnen werden. In beruflicher Beziehung zeigen sich einige günstige Anknüpfungspunkte, die sich positiv und kreativ auswerten lassen.



Waage (24. 9. — 23. 10.):

Immerhin haben Sie jetzt eine klare Stellungnahme bezogen, so daß es in jeder Beziehung weiter geht. Beruflich und wirtschaftlich ist die Stabilität zugleich Ausdruck Ihres persönlichen Könnens.



Skorpion (24. 10. — 22. 11.):

Für private und geschäftliche Fragen ist diese Woche sehr gut. Allgemein gesehen sind die Konstellationen positiv genug, um Ihnen einen weiteren Ausblick zu ermöglichen.



Schütze (23. 11. — 22. 12.):

Wenn anfangs noch etwas unsicher, so zeigen sich in den nächsten Tagen schon bessere Aussichten, die zu einer Steigerung Ihres persönlichen Einflusses beitragen.



Steinbock (23. 12. — 21. 1.):

Eine alte Angelegenheit muß aber jetzt gründlich durchdacht und bereinigt werden. Dann gehen Sie emsig daran, Ihre persönlichen Dinge zu erledigen.



Wassermann (22. 1. — 19. 2.):

Berufliche und wirtschaftliche Angelegenheiten stehen im Vordergrund des Strebens. Es muß versucht werden, alle Möglichkeiten auszunutzen, die sich besonders aus Ihrem beruflichen Kreise ergeben.



Fische (20. 2. — 20. 3.):

Im allgemeinen sind die Konstellationen undurchsichtig, so daß bei Bewußtem Vorangehen doch eine gewisse Zurückhaltung im Vertrauenskreis und in Geldangelegenheiten angebracht erscheint.



SONNTAGS-ZEITUNG

In der Südwest-Presse GmbH., Gemeinschaft Südwestdeutscher Zeitungsverleger
Tübingen, Uhländstraße 2, Telefon 214

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Karl Lerch

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, auch wenn Rückporto beiliegt, wird keine Gewähr übernommen.
Druck: Tübinger Chronik, Tübingen, Uhländstraße 1

DAS GUTE HERZ Die litauische Bäuerin

Da es uns in Ostpreußen im Frühjahr 1945 nicht mehr gelang, nach dem Westen zu fliehen, nahm uns der Russe am 9. April des gleichen Jahres gefangen. Mit diesem Tage begannen der Hunger und die Angst unsere steten Begleiter zu werden, die wir drei Jahre lang nicht mehr los werden sollten.

Die Russen hatten einen D-Zug Königsberg-Moskau eingesetzt, der durch Litauen fuhr. Ein



Zeichnung: Bauschert

paar Deutsche hatten versucht, mit diesem Zug nach Litauen zu kommen, um dort ein wenig Lebensmittel zu erbetteln. So machte auch ich mich eines Tages, damals 17-jährig, auf die Reise und wollte mein Glück versuchen, in der stillen Hoffnung, einmal wieder satt zu werden.

Nach acht Stunden Fahrt, in einem Viehwagen versteckt, stieg ich eine Station vor Kaunas in Litauen aus. Auf's Geratewohl stieg ich aus, denn es war mir ja ein völlig fremdes und unbekanntes Land. Es war wohl noch nicht sechs Uhr früh, als ich den ersten Bauernhof aufsuchte. Übernächtigt, die Angst im Herzen vor den Menschen, deren Sprache ich nicht verstand, seit Wochen, nein, seit Monaten nichts Ordentliches mehr gegessen. Als ich in das erste Bauernhaus ein-

trat, grüßte mich eine Frau freundlich. Ich konnte ja nicht mit ihr sprechen. So versuchte ich ihr durch Zeichen klar zu machen, daß ich Hunger habe. Die Bäuerin begriff sogleich, was ich wollte, holte einen großen Teller voll frisch gekochter Milchsuppe und Brot dazu und gab mir zu essen. Ich konnte es kaum fassen, daß es noch Menschen gab, die eine hungrige Deutsche sättigen wollten. Sattgegessen zog ich dankbaren Herzens weiter. Da es gerade Frühstückszeit war, bekam ich da, wo ich anklopfte, Suppe zu essen. Aber ich hätte so gerne noch Brot gehabt, das ich mit nach Königsberg zurücknehmen konnte, für meine Mutter, die diese Fahrt nicht hatte mitmachen können. Als ich beim vierten Male wieder Suppe zu essen bekam, war es mir kaum noch möglich, etwas zu mir zu nehmen, da ich zu ausgehungert und mein Magen ganz entwöhnt war. Ich konnte mich nach dem Essen nur noch mit Mühe auf einen Rasen schleppen, der von dem Hause etwa eine Minute entfernt war. Mein Leib war mir so angeschwollen, daß ich vor Schmerzen nicht mehr gehen konnte. Dort fiel ich hin, ich konnte nicht mehr weiter. Obwohl die Erde noch naß und kalt war, es war ja noch Anfang des Jahres, war ich in meiner Übermüdung und dem Gefühl, endlich wieder einmal satt zu sein, sofort eingeschlafen.

Wie erstaunt war ich, als ich plötzlich geweckt wurde. Die Bäuerin stand vor mir. Sie konnte es nicht mit ansehen, daß ich da lag. Sie führte mich in ihr Haus zurück und ich mußte in ihrem bezogenen Bett schlafen. Als ich erwachte, war es mir nicht möglich, mich zu erheben. Die Entbehrungen und der monatelange Hunger wirkten jetzt nach. Da die Bauersfrau dies erkannte, nötigte sie mich, noch einige Zeit bei ihr zu bleiben.

Ich bin wohl selten so gut eingeschlafen wie damals, als ich erkannte, daß es auch in diesem fremden Land Menschen mit einem guten Herzen gab, die uns gejagten Deutschen noch halfen.

R. L., Tübingen

Stops beim Sultan



Stops ist auf Besuch beim Sultan, der schaut ihn mit großer Huld an.



läßt ihn dann zum Kaffee ein, Ach, denkt Stops, wie ist's hier fein.



Einem Diener leiht man winkt, daß er schnell zwei Tassen bringt.



Kaffeewärmer ist der Turban, auf dem Kopf trägt ihn der Sultan.



Aus der Kanne kommt ganz frisch jetzt der Kaffee auf den Tisch.

Moral: Hast du einen praktischen Sinn, / bringt er dir sehr oft Gewinn.

Schwäbische Kunde

Theophrast Bombast von Hohenheim / Don Otto Lautenschlager

An jener Stelle, an der der württembergische Herzog Karl Eugen im Jahre 1785 auf der Filderhöhe in der Nähe Stuttgarts das Schloß mit dem seltsamen Garten und der wunderbaren Aussicht zur Schwäbischen Alb erbaute, stand einst eine Burg, die schon im Jahre 1120 genannt wurde und in der das Edelgeschlecht derer von Hohenheim hauste, das seit 1270 den Beinamen der Bombaste führte. Um 1293 ist ein Hohenheim Schultheiß in Eßlingen und ein anderer Georg Bombast zieht fast zweihundert Jahre später mit Graf Eberhard im Barte ins Heilige Land. Schon vorher aber war die Burg an das Eßlinger Spital gekommen. Um 1481 ist dann ein Bombast von Riet als „Pauper“ in Tübingen zum Studium eingeschrieben. Dies scheint der Vater des Berühmtesten aus diesem Edelgeschlecht gewesen zu sein. Der letzte Sproß aber wird dann im 16. Jahrhundert als nach Pforzheim gezogen genannt.

Theophrast Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, wurde im Jahre 1493, fern der schwäbischen Heimat, in der Nähe von Einsiedeln in der Schweiz geboren. Sein Vater war Arzt und von seiner Mutter, die früh starb, ist weiter nichts als das große Bekenntnis des Sohnes bekannt: „Das Kind bedarf keines Gestirns und keines Planeten; seine Mutter ist sein Planet und sein Stern.“ In den Wäldern des Mutterlandes wuchs Theophrast auf; „in Tannenzapfen erwachsen“, schreibt er selbst später darüber. Als der Knabe neun Jahre alt war, siedelte die Familie nach Villach in Kärnten über. Hier, im Angesicht großartiger Berglandschaft, erhielt der kleine Theophrast den ersten Unterricht vom Vater. Danach bezog er die Universität und erwarb den Doktor der Medizin, wie vermutet wird an der Hohen Schule von Ferrara. Eifrig ergab er sich damals besonders dem Studium der Antike, und in jener Zeit gab er sich den gelehrten Namen Paracelsus nach dem griechischen Arzt Celsus.

Was aber war das wesentlich Neue des Paracelsus? Der junge Gelehrte beharrte keineswegs wie seine Vorgänger und Zeitgenossen bei der Bücherweisheit. Er hatte von Kindheit an das lebendige Buch der Natur erlebt und dies in alle Weiten und Tiefen. In all seiner Vielfältigkeit zu erforschen, ja zu erfahren in liebevoller Hingabe an die Elemente selbst, zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen, dazu treibt ihn Gebot und Leben. Es treibt ihn in die ganze damalige kultivierte Welt hinaus. Dabei erfährt er in den Ländern und bei den Völkern, bei deren uralten Sitten und Bräuchen, bei Leuten, die die Zusammenhänge mit Gestirn und Jahreszeit, mit Tier, Pflanze und Gestein kennen, seine Wissenschaft vom Leben und dessen Heilung und Erhaltung. In Basel heißt Paracelsus den einflußreichen Buchdrucker und Humanisten Johann Froben, er gewinnt die Gunst des berühmten Erasmus, und er wird vom Rat zum Stadtmedikus, verbunden mit einem Lehrstuhl an der Universität, berufen. In jener Zeit des ausgehenden Mittelalters, als sich der Mensch aus dem

alleinigen Bereich des Glaubens löste und sich auf den Menschen und seine Beziehung zur Wirklichkeit besann, ragt Paracelsus als einer der größten Bahnbrecher der neuen Zeit. Am St. Johannstag 1527 verbrennt der junge Professor mit den Studenten das alte gebräuchliche, zu theoretische und für ihn deshalb zu lebensferne medizinische Lehrbuch; eine Tat, vergleichbar der Verbrennung der Bannbulle durch Martin Luther. Bei solchem Verhalten hielt sich der revolutionäre Feuergeist kaum zwei Jahre, dann wurde er von seinen vielen Gegnern aus Basel vertrieben.

Unstet zog Paracelsus von nun an durch die Lande. Bald ist er in Kolmar, bald in St. Gallen, dann in Eßlingen, wo ihm seine Heimatlosigkeit besonders bewußt wird. „Mein Elend, das zu Eßlingen anfing...“ schreibt er deutsch; denn er bekennt sich als Neuerer und als ein Mann voll Wahrhaftigkeit und Wirklichkeitsinn als der erste große deutsche Gelehrte jener damaligen Zeit, anstatt zum Latein, zur Muttersprache. In seinem universellen, naturverbundenen und den Elementen verschwisterten Wesen aber wandert und vagabundiert der Arzt und Schreibende weiter durch vieler Herren Länder. Er hat im Schwarzwald die warmen Heilquellen in Baden-Baden, Wildbad und Liebenzell untersucht und als erster festgestellt, daß es sich bei allen drei Quellen um dasselbe Wasser handelt; sagt ja noch heutigen Tages der Volksmund: „Wildbad, Baden, Zell fließen aus einer Quell.“ Er kam durch ganz Mitteleuropa. Dabei hat er unzähligen Kranken geholfen, forschte rastlos und zeugte in hunderten von größeren und kleineren Schriften von seiner Weisheit und deren Ergebnissen.

Gepackt von seinen Ideen, diktierte er, alles um sich her vergessend, Nächte hindurch seinem Famulus. Aber er fand

Dichterurteile über Schwabens Land und Leute / Don Karl Fuß

Daß wir Schwaben unser „Ländle“ lieben und preisen, ist eine natürliche Sache, auch die Westfalen und Pommern und Schlesier und Bayern halten es so mit ihrer Heimat. Unsere Heimatliebe ist freilich mitunter von einem Hauch Fanatismus getrübt, der sozusagen „betriebsblind“ macht und den unbefangenen Genuß anderer Landschaften stört! Man sagt uns Schwaben daher nicht ganz zu Unrecht einen gewissen Mangel an Weltläufigkeit nach — eben weil wir geneigt sind, auch anderswo an Land und Leute den schwäbischen Maßstab anzulegen. Deshalb ist es vielleicht ganz gut, wenn wir einmal den Stiel herumdrehen und uns von Nicht-Schwaben sagen lassen, wie sie über uns und unsere Heimat denken. Zumal wenn es Dichter und Schriftsteller sind, die sich dazu äußern, sollten wir auf ihr Urteil hören — nicht nur wenn es zustimmend ist, sondern auch und gerade, wenn sie gelegentlich etwas an uns auszusetzen haben. Hören wir ein paar kritische Stimmen — „sotte und sotte“!

Bekannt ist, daß Goethe bei seiner Reise durch unsere heimatlichen Gauen (1797) von Land und Leuten recht angetan

Obed wurd's
Obed wurd's, dr Tag wurd alt,
d' Schatte graset aus 'm Wald,
d' Obedglock rauft d' Leut zur Ruch —
grad schließt ebbert d' Haustür zu!
Ond am Hemmel dobe', guck,
baut dr Stearnlesma' e' Bruck!
Obed isch — dr Tag isch alt,
jetzt isch Ruch en Feld und Wald.
KARL KUSSMAUL

für seine Schriften keinen Verleger; erst die Nachwelt hat Ausgaben gewagt, so Huser in zehn Bänden 1589 bis 1591 und Sudhoff und Matthesen die neue kritische Gesamtausgabe 1923. Paracelsus, der große Fremdling, der heimatlose Forscher, Arzt, Landfahrer, Bettler und Vagabund, wie er sich selbst nennt, beendete dann sein Leben in Salzburg am 24. September 1541. Das Volk glaubte damals nicht an seinen Tod. Wie konnte es auch fassen, daß ein Mann, in dem der Genius so unzweifelhaft lebendig und wirksam war, von ihm geschieden sein sollte? Mag auch für uns heute vieles von jenen Erkenntnissen, die damals ungeheuerlich waren, überholt sein, seine Erscheinung in ihrem lauterem Streben, in ihrem freimütigen Wort, war einmalig, groß aufregend wie die Gebirge der Alpen und weit gedehnt wie die Höhenzüge des Jura.

Harte Strafen

An manchem schwäbischen Rathaus kann man noch die Stelle erkennen, wo einst das „Schandbänke“ oder der „Pranger“ angebracht war. Der Platz am Pranger war in Biberach zu Wielands Zeiten denjenigen zugedacht, die der üblen Nachrede überführt wurden. Man schnallte dem Delinquenten den sogenannten „Schinabel“ um, einen breiten Lappen, der den Mund bedeckte und über den ein langer, gebogener eiserner Schnabel hinausragte, der am vordersten Teil ein Glöckchen trug. Sah nun der Stadtknecht, der zur Bewachung eingeteilt war, einmal zur Seite, so standen böse Buben bereit, die den Delinquenten mit Zweigen, Halmen oder langen Schilfrohren unter der Nase kitzelten. Mit den Händen konnten die armen Frauen nicht arbeiten und abwehren, deshalb waren sie gezwungen, mit dem Mund nach den Gegenständen zu schnappen, mit denen sie gekitzelt wurden, worauf das Glöcklein zu bimmeln anfing und die böse Bubenschar in ein wildes Gelächter ausbrach.

So manchem jungen Bösewicht mag später von der Gequälten das Fell versohlt oder die Ohren lang gezogen worden sein, aber das machte den Schaden nicht wieder gut. Für Ehebrecher hatte man besondere Mittel. Man sperrte sie vier Wochen in den Turm und servierte ihnen nur ungesalzene Brei. Wohl bekomm's! Zänkische Eheleute wurden zusammen eingesperrt. Die Ehefrau hatte nun ausgiebig Zeit, eine gut ausgetüftelte Gardinenpredigt vom Stapel zu lassen, während sich der Ehemann, wenn er der Stärkere war, auf dem einzigen Stuhl in der Zelle placieren konnte. Aus erzieherischen Gründen war nämlich dem zänkischen Paar nur ein Stuhl, ein Löffel, ein Teller, ein Krug und ein Bett in die Zelle gestellt worden. So war ihnen Zeit und Muße zur Aussöhnung gegeben.

Wer dem andern seine Rettiche stahl, wurde in einen Weidenkorb gesetzt und mit einem Seil am Rathaus hochgezogen, damit den Felddieb jeder Bürger in Ruhe betrachten konnte. Wer Pasquillen der Öffentlichkeit übergab oder anonyme Schreiben versandte, wurde an den Pranger gebunden und die Schriften mußte der Scharfrichter in seinen Händen verbrennen. Ob wohl daher der Spruch rührt: Der hot sich d' Finger verbrennt, der macht nemme mit.

Jochen Lustig

Weinland am Neckar

In der Reihe der im Hoffmann-und-Campe-Verlag erscheinenden „Merian“-Monatshefte ist das Heft 5 des laufenden Jahrgangs der Landschaft am mittleren Neckar, die das schwäbische Weinland umfaßt, gewidmet. Das Land, seine Kultur und seine Geschichte, seine Menschen und ihr Werk spiegelt dieses schön ausgestattete Heft vom „Viertelsteig“ in zahlreichen guten Aufsätzen und in vorzüglichen Bildern wider. Wenn man dieses Heft durchblättert bekommt man ordentlich Lust zu einem Abstecher in das gesegnete Land der Weinorte, in denen jetzt der 53iger-Jahrgang auf kräftigende Sonne wartet.



Die Walfahrtskirche Steinhausen im Oberland, die die schönste Dorfkirche der Welt sein soll.

war. Er rühmt die „ungeheure Fruchtbarkeit des Landes“ und seine „glückliche Kultur“, und den Menschen sagt er nach, sie seien „durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart“. Ein Augenmensch und Frauenkenner wie er richtete seine Aufmerksamkeit natürlich auch auf das weibliche Geschlecht; die Heilbronner Mägde nennt er „schön, stark und fein gebildete Mädchen“, und eine Notiz aus Aalen lautet knapp: „Schöne Mädchen“!

Ungefähr zur gleichen Zeit, da Goethe seine Briefe aus Schwaben schreibt, erscheint ein vielbändiges Reisewerk des Allerweitsliteraten Friedrich Nicolai. Er bezeugt der „schwäbische Nation“ „ruhige Zufriedenheit, Gutherzigkeit, Naivität“, auch Gemächlichkeit und Treuherzigkeit, und die Frauen kommen gleichfalls gut bei ihm weg: „Man findet in Schwaben in Gesellschaft gewiß im ganzen weniger Präntension als in manchen anderen deutschen Provinzen. Besonders hat das Frauenzimmer vielleicht mehr als irgendwo das glückliche Sich-gehen-lassen, die unschuldige Unbefangtheit“. Besonders das „sanfte und holde Wesen“ der Ulmerinnen begeistert ihn! Dagegen ist er als freigeistiger Raisonneur sehr voreingenommen gegen eine urschwäbische Einrichtung wie das Tübinger Stift („Predigermanufactur“).

Ein sehr preußischer Mann, der dem romantischen Dichterkreis zugehörige Achim von Arnim hat in seinem Haupt-

werk, dem historischen Roman „Die Kronenwächter“, das schwäbische Land zum Hauptschauplatz gemacht, zumal die Stadt Waiblingen. Vielleicht hat er die schönste, ergreifendste Formel für unsere Heimat gefunden: gleich im ersten Kapitel rühmt er vor einer alten farbigen Karte Schwabens hymnisch, wie hier „jeder in dieser Farbenpracht den Bogen der Gnade erkennen möge, den Gott über dieses herrliche Land gestellt hat... Wer nennt alle lieblichen Ströme, welche das Land durchrauschen? Wer nennt alle Berge, von denen die Ströme entspringen, von denen die Heldengeschlechter herrschend zu den fernen Ebenen niedergezogen sind? Ganz Schwaben ist dem Reisenden ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch...“

Damit wir uns nun aber nicht zu viel einbilden, wollen wir zwischendrin doch auch eine weniger freundliche, oder sagen wir ruhig: eine etwas gehässige Stimme über Schwaben hören! Heinrich Heine hat 1839 einen Traktat „Der Schwabenspiegel“ herausgebracht, in dem er mit der ihm eigenen Schärfe besonders mit der sogenannten „Schwäbischen Dichterschule“ abrechnet, deren Mitglieder „bei den Gelbvegelein und Metzelsuppen“ sitzen! In einem anderen Pamphlet steht die reizende Stelle: „Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein!“ — dieses Urteil soll natürlich nicht als Lob gewertet werden, sondern eine gewisse saueröpfliche Engherzigkeit karrierieren!

Zum Kreis um Heine, zum „Jungen Deutschland“ zählte auch Karl Gutzkow, der einige Jahre in Stuttgart lebte. Auch er fand kein rechtes Verhältnis zu Land und Leuten und hat etliche Maliceen darüber ausgesprochen. Er verkennt nicht die landschaftlichen Reize, aber er bekräftigt das in Schwaben übliche „Cliqueswesen, die Gevatters- und Muhmen- und Verwandtschafts-Kuppelerei“ und die „wechselseitige Anpreiserei“ unter den schwäbischen Poeten.

Nikolaus Lenau war lange durch literarische und Herzensbande ans Schwabenland gefesselt; der von seinen Dämonen Umtriebene fühlte sich bei den schwäbischen Dichtern und Freunden sozusagen zu Hause. Die schwäbische Landschaft zog ihn ungemein an, und verschiedene seiner schönsten und volkstümlichsten Gedichte sind aus ihr herausgewachsen.

Eine Jahrzehnte später lebte in Stuttgart Wilhelm Raabe. Wie sehr gerade dieser vortreffliche Mann und große Dichter sich ins Schwäbische eingelebt und eingeliebt hatte, davon zeugt vor allem sein Roman „Christoph Pechlin“, dessen Held ein so urschwäbischer Typ wie ein abgesprungen Stifter ist. Viele Stellen daraus ließen sich zitieren als Beweis, wie sehr Raabe das Schwabenland ins Herz geschlossen hat — und auf seine Zuneigung dürfen wir schon ein bißchen stolz sein!

Ungefähr zur gleichen Zeit wie Raabe lebte in Stuttgart auch Ferdinand Freiligrath, der im Schwäbischen eine Wahl- und Altersheimat gefunden hatte. Wir haben aus seinen Briefen und Niederschriften den Eindruck, daß sich der Westfale hier sehr wohl fühlte; Landschaft und Menschen behagten ihm. In einem Gelegenheitsgedicht vom Oktober 1868 heißt es vom schwäbischen Land:

„O du bist schön! Um deine Lauben
Die Blüten schimmern rot und falb;
Dein Neckar blüht um deine Trauben
Und kühn und hoch ragt deine Alb;
Rings deine Fülle, rings dein Segen,
Ringsum die Kellern, die du färbst;
Gesang und Lust auf allen Wegen.
Verkünden weithin deinen Herbst.
Und über dir, in kräftiger Milde
Fährt auf die Sonne wie zum Tanz
Und überschüttet das Gefilde
Mit einem Meer von Licht und Glanz.“

Sie fahren gut mit

SHELL

(11. Fortsetzung und Schluß)

Die Leute, das sah man deutlich, rannten jetzt vom Palmenhause nach allen Seiten weg, um sich selbst vor dem höllischen Element zu bewahren. In diesem Augenblick war es, daß Obersteg meinte, sein Herzschlag setzte aus.

Auf der Straße, die vom Neupalmenhause zum Hafen führte, war, noch klein und undeutlich, die Gestalt eines in höchster Hast rennenden Menschen zu erkennen. Daß es niemand anderes als Maria Fulgenzi sein konnte, wußte Obersteg sofort.

Obersteg rief Mario an, der seine hastige Arbeit unterbrach und zu ihm herüberschaute.

„Maria!“ schrie Obersteg aufgeregt und deutete auf die heransiehende Gestalt.

Über Marios Gesicht ging ein helles Leuchten wie ein Triumph.

„Ich laufe ihr entgegen!“ rief Obersteg ihm zu und lief schon. Mario nickte gleichmütig.

Obersteg näherte sich der Gestalt. Er war bereit, sie aufzufangen, sie zu stützen und zu trösten. Er konnte sich nicht verhelmen, daß solche Beschützergefühle sein Herz warm werden ließen.

Endlich war er ihr so nahe, daß er ihr Gesicht erkennen konnte. Er erschrak. Diese Augen. Es waren matte, glanzlose Augen, erfüllt von allen Schrecknissen der letzten Stunden, von einer abgrundtiefen Ratlosigkeit und Verzweiflung.

Er schrie ihr etwas zu. Er wußte selbst kaum, was er gerufen hatte. Sie aber starrte ausdruckslos an ihm vorbei, ohne ihre Elle zu hemmen.

Er vertrat ihr den Weg. Aber als er die gänzlich Verwirrte halten wollte, schlug sie mit ihren kleinen geballten Fäusten so sinnlos heftig auf ihn ein, daß er sie nicht zu fassen vermochte. Sie rannte an ihm vorbei.

Obersteg schrie durch die aneinandergelagerten Hände Mario eine Warnung zu, aber es war nicht sicher, ob der sie verstanden hatte.

Maria wandte sich im halben Laufe um und schrie Obersteg zu: „Retten Sie ihn, o retten Sie ihn! Ich habe ihn verlassen. Ich habe ihn brennen lassen! Retten Sie ihn!“

Obersteg ließ hilflos die Arme hängen. Er wußte, daß nichts mehr zu retten war, wie immer auch Marios dunkler Ausruf zu verstehen sei.

Obersteg starrte ihr nach, sah, wie sie die Mole entlangrannte, sah auch aufatmend, daß Mario ihr entgegenkam, an Bord seines Kutters stehend, dessen Motor er bis hierher tacken hörte. Mario war wachsam. Das war gut. Aber voller Entsetzen sah Obersteg, daß Maria Mario auswich. Sie schlug geradezu einen Haken, als sie ihn erkannte und seinen Zuruf vernahm.

Jetzt rannte sie ganz dicht am Rande der Mole entlang, und jetzt — Obersteg stockte der Atem — er rannte, was er nur konnte —

Maria Fulgenzi war von der Steinbrüstung der Mole aus ins Wasser gestürzt. Obersteg wußte, daß das Wasser dort schon sehr tief war.

Während Obersteg sich schon im Laufen den Rock vom Leibe riß, schrie er laut und verzweifelt Marios Namen.

Und noch im Bannen erkannte er froh, daß Marios Kutter bereits von der Mole abgelegt hatte und mit vollen Touren den Molenkopf umrundend, der Stelle zustrebte, an der Maria ins Wasser gesprungen war.

Das Wasser schlug über Obersteg zusammen, aber er fühlte es wie eine Wohltat.

Er strebte mit den kräftigen Stößen des erfahrenen Schwimmers der Stelle zu, an der Maria matt mit den Wellen kämpfte. Es waren nicht mehr als etwa zehn Meter bis dahin.

Aber auch Mario hatte bereits den Molenkopf hinter sich gelassen. Er schrie Obersteg etwas zu, was dieser nicht ganz verstehen konnte. Aber offenbar wollte Mario ihm bedeuten, daß er das Rettungswerk allein vollenden wolle.

Obersteg sah, daß auf Marios Stirn eine frische, dunkle Wunde klaffte.

Jetzt war Mario heran. Der „Orion“ stoppte die Fahrt ab und schaukelte ruhig auf den sanften Wellen. Des jungen Mannes Gesicht war wie Stein, als er den leblosen Körper der Geliebten mit starken Armen über Bord ins Boot zog und hob.

Als Obersteg helfen wollte und sich mit der Frage, ober an Bord kommen sollte, am Bootsrande festhielt, schüttelte Mario nur stumm den Kopf.

Obersteg verstand die stumme Bitte, ließ die Hände wieder von der Bordwand los und schwamm an Land, während der „Orion“ feht aufnahm und weiter aufs Meer hinausstrabte.

Auf der Mole stand der Kommissar. „Kommen Sie heraus aus der Badewanne. Sie Lebensretter!“ scherzte er lachend. „Wünschte, ich könnte nach alledem auch mal ein frisches Seebad riskieren.“

Er reichte Obersteg die Hand, um ihm das Herausklettern zu erleichtern. Obersteg prustete und schüttelte sich.

Xyloni sagte: „Sie sind reif für ein warmes Zimmer und für einen gut angewärmten Rotwein, scheint mir. Nehmen Sie meinen Mantel über!“

Obersteg nahm den Mantel, der ihm nicht einmal bis an die Knie reichte.

Der Kommissar mußte selbst über den Anblick lachen. „So, und jetzt zu meinem braven Motorrad, das reuevoll zu mir zurückgekehrt ist. Wir fahren in den Turm. Dort sind wir ungestört, und ich erzähle Ihnen alles hübsch der Reihe nach. Jetzt brauchen Sie mich gar nicht zu fragen. Ich sage doch nichts. Los, kommen Sie schon!“

Obersteg zögerte und sah aufs Meer hinaus, dem immer kleiner werdenden Schiff nach.

Xyloni folgte lächelnd seinem Blick. „Weiß schon, was Sie sagen wollen. Aber lassen Sie die beiden nur. Die kommen schon wieder. Und was sie jetzt miteinander zu beschließen haben, das geht uns Kriminalisten nichts an und auch nicht Sie, Dr. Obersteg, nicht wahr? Also los!“

„Es ist schwül hier drin!“ meinte Xyloni. „Dart ich das Fenster öffnen? Wenn es Ihnen nichts schadet. Sie können sich nebenan umziehen. Wenn Sie auch in meinen wertigen Kleidungsstücken ziemlich lächerlich aussehen werden, besser schlecht und trocken angezogen als elegant und feucht.“

Obersteg wechselte im Nebenzimmer rasch Hose und Hemd, und der Kommissar gab ihm,

Liebe unter heissem Himmel

ROMAN VON CAROLA ERICHSEN

Copyright by Dr. Bachler, Münster/Westf. — durch Verlag v. Graberg & Götz, Wiesbaden

als er zurückkam, einen warmen Flau - Mantel um.

Durch das weit geöffnete Fenster drang Brandgeruch herein. Die beiden Männer blickten in der Richtung des Neupalmenhauses. Man konnte die Brandstelle von hier aus wohl nicht sehen, wohl aber unter der dicken Brandwolke die Ruine ahnen. Von den einst so stolzen Palmen standen nur noch verkohlte, häßliche Stümpfe. Ein klägliches Bild.

„Das also ist der Schauplatz!“ sagte der Kommissar und tat einen tiefen Atemzug. „Jetzt wollen wir es uns bequem machen. Dann erzähle ich Ihnen, was ich weiß und was Sie noch nicht wissen dürften.“

Obersteg nickte, und Xyloni begann seinen Bericht, nachdem er Obersteg aufgefordert hatte, dem warmen Wein fleißig zuzusprechen.

„Lassen Sie mich noch einmal mit dem Tode unseres gemeinsamen Freundes Dr. Sparsen beginnen! Nicht wahr, wir hatten uns gefragt: was hat der Tod der alten Frau im Neupalmenhaus mit dem tragischen Ende Dr. Sparsens zu tun?“

Nun, Sparsen hat, wie ich Ihnen schon erklärte, mit dem Neupalmenhaus und seinen Frauen in ziemlich engen Beziehungen gestanden. Dennoch war seine Ermordung nichts weiter als ein besonders tückischer Zufall.

Der Mörder der Pepina stieg also am Vormittag des Mordtages in Sparsens Ordinationszimmer ein, dessen Fenster offen stand. Sparsen war in der Stadt, um seine Patienten zu besuchen und Sie botanisierten irgendwo in der Welt umher. Das Schloß des Giftschrankes hat der Täter mit einem Nachschlüssel geöffnet. Er hatte ein ganzes Bünd Schlüssel bei sich, und zur Öffnung des Schränkchens genügte, wie wir uns überzeugt haben, nicht viel mehr als der Schlüssel zu einem billigen Reisekoffer.

Daraus war Dr. Sparsen kaum ein Vorwurf zu machen, denn der Einbrecher wäre wohl auch kaum darauf zurückgeschreckt, notfalls den Schrank aufzuknacken. Der Dieb nahm also die gut gekennzeichnete Zyankalfische heraus und verschwand wieder.“

Xyloni machte eine Pause, um sich an dem Wein zu stärken. Dann fuhr er fort:

„Was im Neupalmenhaus mit dem Gift geschah, wissen Sie. Die Alte mußte daran glauben. Nach vollbrachter Tat wollte der Mörder die Giftflasche an ihren Platz zurückbringen, um ein wichtiges Beweisstück aus der Welt zu schaffen.“

Vielleicht ist ihm dieser Gedanke sogar erst gekommen, als er im Wagen an Ihnen auf der Hafenstraße vorbeistrich. Er wußte also, daß Dr. Sparsen und Sie unterwegs waren. Ich darf einflchten, daß dieser Mann Dr. Sparsen kannte und auch von Ihnen wußte, wer Sie waren. Er hat genug Zeit gehabt, sich danach umzutun.

Ein dummer Zwischenfall spielte ihm einen Streich. Und das kam so. Sie erinnern sich des Höllentempos, das der Mann vorgelegt hatte, um von Ihnen möglichst nicht erkannt zu werden, vor allem nicht von Dr. Sparsen. Er muß dieses Tempo beibehalten haben, denn unmittelbar vor dem Nordtor fuhr er auf einen Prellstein auf. Er holte einen Stellmacher herbei. Es war eben der, von dem er den Wagen geliehen hatte.

Der Handwerker spielte den schwer Geschädigten, als er seinen demolierten Wagen sah. In Wahrheit hatte sich nur ein Rad gelöst. Die Reparatur hätte immerhin eine Stunde dauern können.

Kurz entschlossen zahlte der Fremde die unverachtete Summe des zeternden Stellmachers und begab sich zu Fuß zum Doktorhaus. Nicht, ohne vorher anzuordnen, daß der Wagen ihm nach der eilig vorzunehmenden Reparatur in etwa einer Stunde wieder zu seiner Verfügung stehen müsse. Jetzt mußte der Täter allerdings damit rechnen, daß Sie oder Doktor Sparsen inzwischen wieder zu Hause sein konnten.

Und so wurden durch diese Wagenpanne alle klugen Berechnungen plötzlich ungußig; und diese Ungewißheit muß den Mann völlig aus dem Konzept gebracht haben.

Er erreichte, sich vorsichtig ansprechend, das Doktorhaus und erkannte sogleich, daß seine Befürchtung, die Bewohner könnten mittlerweile zurückgekommen sein, richtig gewesen war. Er verbarg sich im Garten, um die Gelegenheit auszuspähen.

Er hätte das Gift ja einfach in einem Graben verschütten können, es in einen Tümpel werfen, oder was weiß ich. Aber er tat es eben nicht. Vielmehr schien er sich ganz und gar in seinen jetzt sinnlos gewordenen Plan verrannt zu haben, es nirgendwo anders als im Giftschrankchen zu deponieren.

Unter dem offenen Fenster, im Gebüsch versteckt, wartete er also geduldig, bis Sie beide das Ordinationszimmer verließen, um mich zu verständigen. Die Leitung hatte er bereits bei seinem Antrittsbesuch durchgeschnitten.

Damals handelte er noch durchaus vernünftig, ja, in vieler Hinsicht, sogar klug und raffiniert. Dann hörte er die Haustür zuschlagen. Das war, als Sie weggingen, um vom Nachbarhause aus bei mir anzurufen. Er muß angenommen haben, daß Sie beide das Haus verlassen hätten.

Er lauschte noch eine Weile — so stelle ich es mir vor — und schwang sich dann, als alles still blieb, mit behendem Schwunge ins Zimmer. Hier stieß er unmittelbar auf Dr. Sparsen, den Sie in ziemlich deprimiertem Zustande zurücklassen mußten. Dieses Zusammentreffen raubte ihm den letzten Rest geordneten Denkens und er stach den Doktor mit dem sizilianischen Dolche nieder ...

Es hat eine ganze Menge Arbeit gekostet, mein lieber Obersteg, in die intimen Zusammenhänge des Geheimnisses einzudringen, das den Täter, Dr. Sparsen und die beiden Frauen vom Neupalmenhaus gemeinsam umwob. Und wenn mir nicht ein gerade zu lächerlicher, ja kindlicher Zufall geholfen hätte, hätten wir zwar wohl auch den Verbrecher gefaßt, aber die letzten, inneren Hintergründe des ganzen Dramas wohl kaum erkennen können, zumal Pepina, der Satan, nicht mehr reden konnte. Auch Dr. Sparsen war stumm.

Maria Fulgenzi hatte die hübsche Gewohnheit, ein Tagebuch zu führen, ein richtiges Jungmädchenstagebuch, wissen Sie! Sie verwahrte es geschickt im Doppelboden ihrer Nähstuhle, damit die Alte es nicht ausspionieren konnte.

Erst bei einer zweiten Hausdurchsuchung entdeckten wir das ebenso einfache, wie schlaue Versteck. Ich las die Aufzeichnungen, machte mir Notizen daraus und brachte das Büchlein wieder in sein Versteck zurück.

Das geschah ganz unauffällig, während Maria im Spital lag. Jetzt entrollte sich mir allerdings die ganze Vorgeschichte der Tat lückenlos. Jetzt wurde mir auch das räbe Schweigen Marios verständlich, denn der Mörder war ihr eigener Bruder: Aurelio Fulgenzi.“

Obersteg blickte den Kommissar an wie einen Märchenzähler, mit halb offenem Munde, keines Wortes fähig.

Xyloni nickte. „Sie staunen? Ja, das ist eine abenteuerliche Geschichte, sage ich Ihnen. Das Geld, das Maria von Nikos geliehen hatte, ließ sie seit längerem heimlich ihrem Bruder zukommen, mit dem sie durch Mittelsmänner einer Bande in Verbindung stand.“

Maria wußte nur, daß der Bruder in der Gegend von Prevesa lebe, aber nicht, daß er einer bekannten Bande von Wegelagerern angehörte. Wieweit Nikos Bescheid wußte, wird sich noch herausstellen.“

Obersteg vernahm jetzt den Bericht der tragischen Begebenheiten, die sich vor Jahren in Marios italienischer Heimat, in Monfalcone, abgespielt hatten.

Dieser Aurelio muß zunächst, selbst nach dem Morde an Matteo, noch ein ziemlich vernünftiger Mensch gewesen sein, fuhr Xyloni fort. „Sein Haß gegen die Alte ist zu einem gewissen Grade verständlich. Sie hatte viel Unheil über seine Familie gebracht. Die Maßlosigkeit seines Wesens muß freilich wohl immer schon pathologisch gewesen sein. Dieser Meinung war zweifellos auch Sparsen gewesen.“

Der Junge hatte eine Anlage, die gefährlich werden konnte. Der Gedanke, die Alte aus der Welt schaffen zu müssen, um jeden Preis, verfolgte ihn offenbar Tag und Nacht, wurde zum einzigen Sinn seines Handelns, ließ ihn nicht mehr los, trieb ihn nach der Flucht aus Monfalcone übers Meer, den Spuren Sparsens und der beiden Frauen nach. Oben in den Bergen von Prevesa landete er schließlich bei einer Bande, die in einem riesigen Umkreis ihr Unwesen treibt, und die, wie wir wissen, sogar politische Ziele verfolgt. Das ist nun mal bei uns so und wahrscheinlich nie auszurotten.“

Es gibt auch zuviel Leute, selbst bei unserer Polizei, die sich nicht gerne die Finger veröbrennen. Nun, Aurelio war für die Leute gut zu brauchen; er war intelligent und hatte etwas in sich, was Rebellen nun einmal immer brauchen, den Haß, den man lenken konnte. Außerdem war er nun in der Nähe der Schwester.“

Als er ihr — es ist schon ziemlich lange her — die erste Botschaft zukommen ließ, wußte Maria, was Pepina bevorstand. Sie tat alles, was sie ohne aufzufallen tun konnte, um den Bruder zu beschützigen und fernzuhalten. Sie tat es natürlich weniger der Alten zuliebe, als um des Bruders willen, dessen hitzig-unberechenbares Temperament sie kannte. Sie versuchte ihn sogar auf ihre Weise zu bestechen, mit ein bißchen Geld. Welchen Erfolg sie damit hatte, wissen wir jetzt.“

Der Rachegeanke war längst bei ihm zur Manie, zum Zwang geworden; er erblickte darin eine Art magische Verpflichtung. Es war ein Irrer, den ich aus dem brennenden Palmenhause zerte.“

Xyloni faßte noch einmal die letzten Minuten, die er im Neupalmenhause erlebt hatte, für Obersteg zusammen, der schauernd in den Abgrund dieses Schicksals blickte.

„Was ist aus Aurelio geworden?“ forschte Obersteg. „wo ist er jetzt?“

Xyloni schwang einen Augenblick. Dann sagte er mit einem tiefen Atemzug: „Er ist tot. Er hat kaum eine halbe Stunde mehr erlebt. Er erlag im Spital den schweren Verbrennungen, die er sich zugezogen hatte, und wohl auch der inneren Zerrüttung seines gesamten Wesens. Die Beichte, die er ablegte, war verwirrt. Nur immer wieder sprach er von der Reue, die ihn bewege. Er mag wohl selbst in seiner Unmacht noch erkannt haben, daß sein angemaßtes Richteramt ihn in Schuld und Verzweiflung gestürzt hat.“

Obersteg schwieg erschüttert.

„Sie werden uns bald verlassen, nicht wahr?“ fragte der Kommissar.

„Ich möchte nicht eine Stunde länger bleiben als notwendig“, antwortete Obersteg. „Sie werden es vielleicht begreifen können.“

„Natürlich kann ich es begreifen“, nickte der Kommissar. „Es tut mir beinahe leid, denn es scheint mir, wir haben uns ganz gut vertragen.“

„Ja, das haben wir“, sagte Obersteg. „Wann wollen Sie reisen?“

„Das hängt von ein paar Kleinigkeiten ab“, antwortete Obersteg. „Meine Freundespflichten an Dr. Sparsen sollen erst alle erfüllt werden. Dann will ich mich um die jungen Leute kümmern. Da scheint mir noch manches in Ordnung zu bringen zu sein.“

„Oho, Obersteg!“ lachte Xyloni. „In Ordnung bringen! Meinen Sie nicht, daß die Jungen damit allein fertig werden?“

„Schon möglich“, lächelte Obersteg. „Dann hätte ich's bedeutend einfacher.“

Der „Orion“ lag mit prallen Segeln vor der kräftigen Abendbrise. Mario hatte die Segel ganz allein gesetzt. Es war ein bißchen mühsam gewesen.

Der Motor schwieg. Die Lampe und das Fanggerät waren an Land geblieben, denn heute war kein Fischfang. Mario hatte kostbare Fracht an Bord. Auf seinen Knien ruhte Marios schmaler Kopf, und ihre rabenschwarzen Haare flossen über seine nackten Knie.

Marios Gesicht ist weiß wie frischgefallener Schnee im Gebirge. Auf der Stirn klafft dunkel die Wunde. Maria hat sich noch nicht gehöhrt, seit Mario sie ins Boot gezogen hat. Aber Mario weiß, daß Maria lebt. Er braucht ihr Herz nicht zu hören.

Das Gesicht der Geliebten leuchtete weiß aus der dämmernden Nacht. Mario ließ sie sanft von seinen Knien herabgleiten auf das Deck und kniete neben ihr nieder. Da schlug Maria die Augen auf und lächelte ihn an. Marios Herz jubelte.

„Du lebst, du lebst! Ich habe es gewußt! Du lebst für mich. Wir sind stärker als der Tod!“

„Ja“, hauchte Maria, „die Liebe ist stärker.“ Dann sank ihr Kopf zurück. Maria schlief, und Mario betete sie weicher. Er zog die Segel ein und sang dabei, laut und keck.

In ihm sang es noch lauter: Das Leben! Das Leben — jetzt beginnt es. Ein neues Leben, das Maria und Mario heißt. Mario warf mit einem Schwung den Motor an, warf das Ruder herum, und sein braves Schifflein mit seiner kostbaren Last stapfte tapfer dem Lande zu.

Obersteg kam in dieser Nacht kaum ins Bett. Ein unabweisbarer Eifer, möglichst alle Dinge hier in Ordnung und zum Abschluß zu bringen, hatte ihn überfallen. Morgen würden Dr. Sparsens sterbliche Reste der Heimat entgegenreisen. Dann — war seine Pflicht hier getan.

Hatte er vorhin nicht Licht in Marios Hütte gesehen? Also war alles gut, um die Jugend braudite er sich nicht mehr zu kümmern. Xyloni hatte recht gehabt.

Als Obersteg ein paar Tage später mit dem Schiff nach Patras übersetzte, war das Meer ein ungeheurer Spiegel, über dem sich ein trunkener Himmel in blauer Unermeßlichkeit wölbte.

Xyloni war am Hafen, wie er es versprochen hatte. Er hatte sogar ein paar Blumen in der Hand, aber er gab sie Obersteg nicht.

„Vergessen Sie uns nicht!“ sagte er, als das Schiff die Trossen abwarf und die Maschinen zu arbeiten begannen.

„Ich glaube nicht“, antwortete Obersteg ernst. „daß ich Messolongion je vergessen werde, Messolongion und je Menschen hier ...“

„Die besten nehmen Sie ja mit, mein Lieber!“ lachte Xyloni und warf die Blumen Maria zu, die sie mit geschickter Hand aufhing. Ihre Augen blitzten den Kommissar an.

„Viel Glück!“ schrie Xyloni, als das Schiff vom Kai ablegte und Kurs auf Patras nahm, und winkte.

Obersteg sah, wie der Kommissar sich rasch umwandte und, ohne sich noch einmal nach dem Schiff umzusehen, rasch der Stadt zuschritt und immer, immer kleiner wurde. Diesen Mann weggehen zu sehen, war das einzige Bedauern, das in Oberstegs Herzen aufkam, als das Schiff sich mehr und mehr vom Lande entfernte.

Als die drei Kuppeln Messolongions unter dem Horizont versanken, atmete Obersteg tief auf und wandte sich um.

Da war das andere Bild. Da tauchte Patras aus dem Meere auf, hochgebaute Häuserstufen am Berg, bunte Türme und glänzende Kirchenkuppeln. Neue Versuchung! Aber Obersteg würde nicht bleiben. Heute abend würde er in Athen sein. Und in einigen Wochen in der Heimat. Wahrhaftig, er hatte ein bißchen Heimweh.

Seine Augen ruhten nachdenklich an dem Paar, das nur ein paar Schritte weit von ihm an der Reling stand: Maria und Mario ...

Wäre nicht das schmale Pfister auf Marios Stirn gewesen, hätte man glauben mögen, alle Wirrnisse und Gefahren dieser letzten Tage wären nur ein Spuk, eine Phantasie gewesen.

Mario hatte den Arm um ihre Schulter gelegt. Er hatte den stolzen Blick eines Siegers.

Obersteg mußte lächeln. Der Sieger? Wer anders war die Siegerin als Maria? Sie fuhr der Heimat entgegen, und der Mann an ihrer Seite verließ die seine um der Liebe willen. Aber Maria hatte ihm ja das Meer versprochen ...

Wieviele Stunden war es denn eigentlich erst her, wann Obersteg, da waren diese beiden Leben, diese beiden Schicksale noch Spreu im Winde dieses unberechenbaren Daweins. Aber sie hatten sich aus Qualm und Feuer geschwungen wie der Vogel Phönix, verjüngt, verwandelt. So holte sich das Leben die Lebenden zurück.

Das Schiff fuhr in den Hafen von Patras ein. In einer Stunde würde der Zug nach Athen abfahren. Für ein Glas würzigen Patraswein zu dritt reichte die Zeit also noch.

Schon warfen die Schiffsleute die Haltetaue an Land, da sah Obersteg, wie Mario Maria an sich zog und sie küßte. Vom Lande her schallten Lachen und fröhliche Zurufe. Maria errödete und zog Mario mit sich fort nach der anderen Schiffseite.

Als sie alle drei an Land gingen, schrien die Leute noch immer begeistert und winkten und lachten. Obersteg fand, daß die ersten Schritte auf einer fremden Erde unter einem guten Zeichen getan wurden.

Maria und Mario fanden es ganz gewiß auch, denn sie lachten sich an, wie fröhliche Kinder ...

ENDE

Adel der Arbeit

Es gibt Menschen, die Arbeit als ein bitteres „Muß“ und solche, die sie als Freude und Lebensinhalt betrachten. Im ersten Fall beherrscht die Arbeit eintönig und verödet den Menschen, im andern verbindet der Arbeitende geistige und seelische Werte mit seinen Pflichten. Gewiß ist die Möglichkeit, der Arbeit eine Seele zu geben, begrenzt; deshalb müssen neben der Arbeit geistige Werte ihr Werk tun. Wenn die Arbeit der einzige Inhalt des Lebens sein soll und nicht zugleich die Entfaltung aller Gaben, wie sie ein jeder nach seinem Maß erhalten hat, so verödet der Mensch. Was Arbeitsfähigkeit und -Freude erhält, ist der Rhythmus, den man seiner Arbeit gibt, Freude und Gemütswerte, die man in sie hineinlegt. — Die erste Forderung ist stramme Arbeit; halbe Arbeit ist unbefriedigend, sie wird zum Überdruß. Wer nur lockere Arbeit leistet, wird bald aus dem Arbeitsprozeß herausgeschleudert und kann nicht mehr bestehen, nur die Anspannung aller Energien ohne unnütze Kräfteverschwendung erzielt ein befriedigendes und beglückendes Arbeiten. Zum andern ist die Treue zur Arbeit als Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit das Fundament alles Wirkens. Jeder, der in der Arbeit steht, wird bestätigen, daß nur die Treue Sicherheit in alle menschlichen Geschäfte bringt, die Treue im Großen und im Kleinen. Sie ist von unersetzlicher Bedeutung für die Arbeit und den Menschen selbst, der sich mit der Zuverlässigkeit seiner Arbeit sein eigenes Werturteil schafft. Und neben der Treue ist es die Liebe zur Arbeit, die sie nicht zu einem traurigen Stückwerk werden läßt. Jeder Mensch, der sein Werk mit Treue und Liebe treibt, wird gleichsam geduldet und auf eine höhere Stufe gehoben. J.S.

DAS REICH DER FRAU

Mal so - mal so

Aus eins mach zwei, die Mode erfindet immer wieder neue Möglichkeiten, mit geringen Mitteln ein ständig wechselndes Bild zu schaffen. Zuerst brachte sie uns das Verwandlungskleid, das mit Hilfe einiger modischer Kleinigkeiten immer wieder ein anderes Gesicht zeigte, dann kam der zweiseitig zu tragende Mantel, die Jacke, die man mal so, mal so anziehen kann, und in diesem Jahr wird man sogar Röcke und Boleros sehen, die links einfarbig, rechts gemustert sind. Welch reizende Überraschungen ergeben sich da! Diese zweiseitigen Modelle sind nicht ganz leicht nachzuarbeiten, aber wer ein bißchen Übung im Nähen hat, kann es schon wagen. Wichtig ist, daß die beiden Stoffe, die zusammen verwendet werden sollen, nicht zu dick sind; auch vertragen sie sich ein weicher Stoff nicht mit einem steifen, sie müssen schon ungefähr den gleichen Fall haben.

genau decken. Dann erst werden sie verstärkt zusammengenäht und gewendet. Knopflecher werden am besten an jedem Teil separat ausgeführt und am fertigen Stück mit der Hand unsichtbar gegeneinander geheftet.

Auch einen Stoff mit Abseite, einen sogenannten „double face“ können Sie so verarbeiten, daß das Kleidungsstück auf beiden Seiten zu tragen ist. Allerdings ist die Sache dann schwieriger, denn hier müssen die Nähte so ausgeführt werden, daß sie von keiner Seite das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen brauchen. Das ist möglich, wenn Sie die Kappnäht wählen, die bei Herrenhemden meist angewandt wird; sie ist von links ebenso sauber wie von rechts. Suchen Sie sich einen Schnitt aus, der so wenig Nähte wie möglich vorsieht; Abnäher können Sie bei dieser Art der Verarbeitung nicht machen, Sie ersetzen sie durch eingelegte Fältchen. Knopflecher gelingen meist auch schlecht, es sei denn, Sie arbeiten sehr sorgfältig.

Warum die Aeltere?

Junge Leute sind nicht immer gut aufeinander zu sprechen; oftmals geben die jungen Männer der Frau den Vorzug, die etwas älter ist als sie. Liebe fragt nicht nach Jahreszahlen. Es gibt eine Reihe von Gründen, die einen jungen Mann zu der etwas älteren Frau hinziehen. Ein großer Teil von ihnen stand nach dem Krieg dem Nichts gegenüber, mußte sich eine Existenz aufbauen und sucht nun bewußt oder unbewußt die Frau, die ihnen an ersten Hilfe und Kamerad zu sein verspricht. Sie wünschen sich eine Frau mit etwas Erworbenen, mit einer eigenen Häuslichkeit, die selbst ruhig im Berufsleben stehen kann und mithilft an der Gründung des gemeinsamen Lebenswerks. Es sind dies Männer, die durch ihre Kriegerlebnisse über die Zeit der jugendlichen Schwärmerei hinausgewachsen sind. Sie vertreten häufig die Ansicht, daß junge, gleichaltrige Mädchen sich nicht mit ihren seelischen und materiellen Problemen auseinandersetzen wollen. Sie möchten unterhalten, ausgeführt und ein wenig verwöhnt werden, etwas, wozu der Mann nicht immer in der Lage ist und — sie haben oft zu wenig Geduld mit ihren Partnern. Auch diese müssen sich erst durchringen zu einer Entwicklung ihrer inneren Gefühle, zu einem gefestigten Lebensstandpunkt. Und deshalb fühlen sie sich oft zu der reiferen, gefestigten Frau hingezogen, die Geduld hat, die ihnen Gefährtin und Kamerad ist. Diese Ehen werden zwar zum Teil aus wirtschaftlichen Erwägungen geschlossen, meist aber aus herzlicher Zuneigung. Da, wo die Ehe als Gefährtenschaft besteht, deren Aufgabe es ist, alles miteinander zu teilen, wird der Altersunterschied auch auf die Dauer keine Rolle spielen. Auch sonst kann Ernst und schwerfälliges Naturell auf seiten des Mannes, Heiterkeit und Lebensgewandtheit auf seiten der an Jahren etwas älteren Frau eine glückliche Ehe ergeben, besonders da, wo gleicher Bildungsgang zu geistig-seelischem Verständnis führt.

Viertelrig

Ihre Reisepläne stehen wohl schon fest, es soll also diesen Sommer an die See gehen? Da fehlt Ihnen noch das Universal Kleid. Hier ist es, ein viertelriges Strandensemble. Dazu gehört der Luftanzug in der durchgehenden Rockchenform, die in diesem Jahr so beliebt ist. Darunter trägt man einen kleinen Slip und darüber den praktischen, vorn durchgehend geknöpften Rock, dessen Weite in Falten gelegt wird. In der gleichen Farbe wie der Rock ist das Bolero gehalten. Suchen Sie einen hübschen leuchtend bunten Stoff aus, damit Sie am Strand mit der Farbenfreudigkeit Ihrer Geschlechtsgenossinnen konkurrieren können. Und dann: Frohe Ferien!

Onsre Kloine

Siegfried holte seine Tante zum Mittagessen vom Geschäft ab. Auf dem Heimweg fragte diese: „Was gibts daheim zum Mittagessen?“ — „Kartoffeln und Grombiers“, war die lakonische Antwort. W. Z., Vöhringen

GESCHÄFTLICHES

Wie wir erfahren, führte die Deutsch-Oesterreichische Nanga-Parbat-Expedition in ihrer Arzneimittelausrüstung auch Total-Tabletten mit sich.

Blumen am Wege



Türkenbund (Lilium martagon)

Der Name stammt wohl von den umgebogenen und gedrehten Blütenblättern, die mit einem Türkenturban zu vergleichen sind. Andere volkstümliche Namen sind: Krull-Lilje, oder solche, die sich auf die goldgelben Zwiebel der Pflanze beziehen: Goldwurz, Goldweiß, Goldäpfel, Goldblume. Der Türkenbund gehört zu den schutzbedürftigen Pflanzen und zeigt sich dank dieses Schutzes seit einigen Jahren wieder häufiger. Wer ein Ahnläufer ist, hat die Pflanze schon bestimmt seit dem frühen Frühjahr beobachtet, wenn sie zwischen Waldmeister oder Maiblumen ihre Blätter entwickelt. Als Knospe wird sie ansehnlich gern vom Wild und Ungesiefler als Leckerbissen angenommen, so daß nicht alle Knospen zur Entfaltung kommen. Die Blüte mit ihrer braun-roten Tüpfelung wirkt fast exotisch zwischen den übrigen Waldpflanzen. Sie duftet stark aromatisch, sogar etwas aufdringlich, und sieht bestimnt im Wald hübscher aus als in der Blumenvase. Ruth Kautt

Der Ehedoktor weiß Rat Früh- und Spätmenschen

Frage: Unsere Ehe wäre die glücklichste der Welt, wenn es nicht eine Kleinigkeit gäbe, die immer wieder die Harmonie stört. Ich bin ein Spätmensch, d. h. ich werde erst abends richtig munter und kann beim besten Willen nicht vor zwölf schlafen gehen. Ich brauche abends Unterhaltung und Abwechslung. Meine Frau aber ist frühmorgens quiklebendig, um acht oder neun Uhr abends aber ist sie betriebl. Wenn ich dann allein ausgehe, wird sie böse. Kann man an diesem verschiedenen Rhythmus mit gutem Willen etwas ändern, vielleicht wenn meine Frau sich mittags eine Stunde hinlegt? Ich selbst habe versucht, um sechs Uhr aufzustehen, bin aber trotzdem abends genau so unternehmungslustig.

Hautfarbe nicht durch Willensanstrengung ändern kann, so kann man, meiner festen Überzeugung nach, auch kein Spätmensch werden, wenn man ein Frühmensch ist und umgekehrt. Freilich kann man mit gutem Willen sich doch ein bißchen einander angleichen. Sie haben ganz recht: Es wäre gut, wenn Ihre Frau sich dazu zwingen würde, an jedem Tage zwei Stunden Mittagsschlaf zu halten. Und es bleibt nützlich, wenn Sie ab und zu mit Ihrer Frau in die Morgenfrühe hineinspazieren, weil Sie dann nämlich am Abend leicht müde sind. Außerdem sollte der Frühaufsteher seine Fähigkeit, morgens frisch zu sein, nicht als eine moralische Überlegenheit ansehen, wie das viele tun, und der „Abendfrischling“ soll nicht immer wieder verlangen, daß der Partner sich „gefälligt“ ein bißchen zusammennähmen sollte. Er kann es nur sehr schwer, ich kenne eine Ehe, in der die Frau gegen zehn oder elf Uhr abends lautlos oder mit reizendem Charme aus jeder Gesellschaft verschwindet, auch aus einer Gesellschaft, die in ihrer Wohnung stattfindet. Da sie weder von den Gästen verlangt, daß sie zur Stunde ihrer Müdigkeit sich in Nichts auflösen, noch von ihrem Mann verlangt, daß er sich nach ihrem Verschwinden langweilen soll, geht das sehr gut. Freilich haben beide auch Humor und die Ehen von humorvollen Menschen haben immer die besten Aussichten. Walter von Hollander

Antwort: Sie irren sich durchaus, wenn Sie glauben, dieser Charakterunterschied zwischen Ihrer Frau und Ihnen sei eine Kleinigkeit. Es gehört nämlich zu den Grundzügen des Charakters, ob jemand ein Morgenmensch ist oder ein Abendmensch, ob er sich mit Kopsprung in den Tag hineinstürzt oder ob er sich nur mürrisch und mit vieler Mühe in seine Arbeit hineinzuwühlen vermag. Ich habe von jeher allen jungen Leuten, die mich um Rat fragten, dringend ans Herz gelegt, sich davon zu überzeugen, ob der ersuchte Partner der gleichen Tageszeit angehört wie sie selbst. Man kann fast sagen: die Abendmenschen und die Morgenmenschen gehören verschiedenen Menschenrassen an. Wie man seine

Unser Hausarzt sagt dazu

Gedanken um den Urlaub Mit dem Urlaub werden viele Fehler gemacht, die seinen Wert stark mindern. Da sind zuerst die Unentschlossenen. Sie hätten zwar Zeit und Geld, objektiv gesehen (wenn man sie selber hört, haben sie allerdings beides nicht). Sie bringen nicht den Entschluß auf, einen Urlaub zu überplanen. Sie sehen nur die Aussadenseite des Problems, nicht den körperlichen und, vielleicht nach einigen Monaten, auch den materiellen Gewinn der Erholung. Die zweite Sorte sind die Ratenleute. Sie nehmen den Jahresurlaub in lauter Teilstücken. Vier Tage sind nötig, um Haus und Garten zu überholen. Drei Tage braucht man zu einem Hochzeitsbesuch bei Verwandten. Zwei Tage verchlingt eine Tagung, die der Urlauber als Funktionär irgendeiner Organisation besuchen muß. Der klägliche Rest reicht höchstens noch zu einer Omnibusreise, bei der möglichst viele Sehenswürdigkeiten in kürzester Zeit abgerast werden. Eine dritte Gruppe sind die Über-eifrigen. Sie wollen in die 14 Tage

Urlaub alles hineinpressen. Für jeden Tag gibts ein Programm, das vom frühen Morgen bis zum Abend reicht. Sticht erhalt zurückzukommen, haben sie am Schluß des Urlaubs einen Urlaub nötig, um sich vom Urlaub zu erholen. Leider leistet unsere Zeit dieser Art noch Vor-schub. Was wird da nicht alles „geboten“, was „muß“ man nicht alles gesehen haben. Dabei sollte doch der Urlaub den Ausgleich für die Fehler des täglichen Lebens bringen. Wer in der Stube saß, soll in die freie Natur marschieren. Wer einseitig körperlich beansprucht war, soll jetzt auch einmal etwas für sein Innenleben tun. Wer geistig abge-spannt ist durch Hast und Hetze, braucht Lösung durch entspannende körperliche Tätigkeit. Immer aber muß Zeit übrig sein. Langeweile kann sehr gegenreicht wirken. Sie gibt dem Menschen Gelegenheit, wieder zu sich selbst zu kommen. Diese innere Einkehr wäre manchem so dringend nötig und sicher viel wertvoller als alle äußeren Erlebnisse. Dr. med. S.

Nur an Privat! Polstermöbel, Korbmöbel, Kleinmöbel, Wäschestruhen. Bildprospekt kostenlos! Karl Förtsch, (13a) Schney/Bey. 77. Günstige Teilzahlg. - Vollvers. - Liefern. frei!

Festangestellte finden risikofreien Nebenverdienst. Fordern Sie Unterlagen kostenfrei von der Kölnischer Wasser- und Parkettfabrik DR. EICKEN & CO. KÖLN-LINDENHAL 108. 30 Jahre Fabrikversand.

Größter Großhandel mit neuen Modellen. Vaterland MARKENRODER direkt ab Fabrik an Privats gegen Bar, oder Teilzahlung, Touren-, Sport-, Renn- und Jugendräder. 2 bis 8-Gang-Schaltungen! Großkomfort! Fernsicherheitsbereifung! Fahrradzubehör! Spezialräder billig! Friedrich Harfeld Söhne. Neuenrade L. W. Nr. 34.

Wohnungen in jed. Größe in Form ein. mod. Fertighauses auf Teilzahl. a. m. Staatsprämie kurzfr. UNION-Haus. Paderborn U 801.

In jeder Küche: Schweickhardt WEINESSIG.

Heiratswünsche

- können Sie an ihre Heimatzeitung oder an die Sonntags-Zeitung, Tübingen, Unlandstraße 2 adressieren. Ihre Einsetzung wird streng vertraulich behandelt. Der Briefverkehr erfolgt in neutralem Umschlag. Heiratsanzeigen berechnen wir je Wort mit 30 Pfg. Kennziffer- und Zustellgebühr 1 DM. Hilfsarbeiter, 40 J., sucht Fräulein oder Witwe, 30-40, zwecks Heirat kennenzulernen. Bildzuschriften u. Nr. 27 803 an Anzeigen-Luz, Reutlingen, Bahnhofstraße. Liebess Mädel (Angst.) 22 Jahre, wünscht auf diesem Wege aufrichtigen, ev. Herrn zwecks späterer Heirat kennenzulernen. Ernstgemeinte Bildzuschriften an SZ 489 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Handwerksmeister 27 Jahre, mit Rep.-Werkstatt und Tankstelle, sucht Bekanntschaft mit intelligentem Fräulein, das Freude und Interesse an einem obengenannten Betrieb hat, zw. spät. Heirat. Vermög. erw., jedoch nicht Bedingn. Zuschr. mit Lichtbild erbeten an SZ 495 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Welcher eifeldenkende, charaktervolle ev. Trikotfachmann wünscht Einheirat in kleineren Trikotbetriebl. Bin 28 J., 1.43, einzige Tochter, musiklebend, häuslich, im elterlichen Betrieb tätig. Nur ernstgemeinte Bildzuschriften an SZ 497 Sonntags-Zeitung, Tübingen. 2 sozialste 19jährige Mädel, blond, wünsch Bekanntschaft mit Herren bis 25 Jahren, evtl. sp. Heirat. Bildzuschriften erbeten an SZ 492 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Meisterstochter, 23 J., bietet einem tücht. strebs. kath. Schlossermeister Einheirat in gutgehende Kunst- und Bauschlosserei mit Eisenwarenhandlung. Nur ernstgemeinte Bildzuschriften an SZ 494 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Fräulein, 28 J., mit kl. Landwirtschaft, w. mit passendem Herrn zw. sp. Heirat in Verbindung zu treten. Zuschriften erbeten an SZ 495 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Rotweiler Gegen. Wünsche mit netter Frau, 40-52 J., nicht unbemittel., mittelgroß, zwecks Heirat bekannt zu werden. Bin ohne Anhang, eigene Wohnung vorhanden. Zuschr. an SZ 493 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Witwe, Ende 30, mittelgr., gutaussehend, mit 17jähriger Tochter, wünscht Wiederheirat mit Herrn in sich. Stellung, Wohnung vorhanden. Bildzuschr. u. Nr. 27 823 an Anzeigen-Luz, Reutlingen. Kriegerwitwe, Mitte 30, 3 Kinder, sucht netten Herrn bis 45 J. zw. Heirat. Eigene Wohnung vorhanden. Zuschriften an SZ 492 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Kriegerwitwe, 43 J., ev., mit Anhang, sucht guten Ehemann und Vater, in guter Stellung. Schöne 4-Zimmerwohnung, vorhanden. Gute Vergangenheit. Zuschriften an SZ 497 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Flächlingsmädel, 25/17, evgl., bild., berufstätig, wünscht aufrichtigen Ehepartner kennenzulernen. Wohnung vorhanden. Flüchtling bevorzugt. Bildzuschrift an SZ 492 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Mechanikermeister, Witwer, 62 J., kerngesund, jünger aussehend, ev., mit Egenheim, 1/2 Obst- und Gemüsegarten beim Haus, sucht eine lb., gebildete und gläubige Frau im Alter von 45 bis 55 J. kennenzulernen zwecks späterer Heirat. Bildzuschriften an SZ 493 Sonntags-Zeitung, Tübingen. Mädel mit Herz, 23jähr., Geschäftstochter, hübsch, lebensfroh, lieb u. anschnittsam, mit DM 18 000 in bar und kompl. Aussteuer, eine tücht., hilfsbereite Kameradin, ev. Neiz-Ehe. Näh. unt. 2247 durch Erich Möller, Wiesbaden-Frankfurter Straße 23 (Ehemittler).

Landwirtstochter, 45 J., ev., wünscht mit tüchtigem Landwirt von 45 bis 50 J. in Briefwechsel zu treten zwecks baldiger Heirat. Einheirat ist geboten. Zuschriften an SZ 493 Sonntags-Zeitung, Tübingen.

Solider Arbeiter, 40 J., 1.81 gr., ev., in sicherer Stellung, wünscht häusl. Lebensgefährtin kennenzulernen. Auch Witwe mit Kind angenehm. Zuschriften mit Lichtbild (bestimmt zurück) an SZ 493 Sonntags-Zeitung, Tübingen.

Landmasch.-Mechaniker mit Motorrad, 23 J., 1.65 gr., evgl., wünscht lieb. nettes Mädel im Alter von 18 bis 22 Jahren kennenzulernen zwecks späterer Heirat. Einheirat bevorzugt. Bildzuschriften an SZ 492 Sonntags-Zeitung, Tübingen.

60jähriger, auf dem Land anhangloser Witwer, sucht Frau bis 50 J. zw. Heirat kennenzulernen. Zuschriften an SZ 493 Sonntags-Zeitung, Tübingen.

Fräulein, 37 J., kath., sehr einsam, bietet Einheirat und wünscht Verbindung mit nettem, sufr. Herrn von 38-50 J. Heimatloser Witwer angenehm. Zuschriften an SZ 494 Sonntags-Zeitung, Tübingen.

Welcher Herr möchte mir lieber Mann und meinem Jungen guter Vater sein? Ich selbst bin 22 J., groß, schlank, dkl., habe vollständige Aussteuer sowie Vermögen. Er darf arm, aber ehrlich sein. Bildzuschriften an SZ 495 Sonntags-Zeitung, Tübingen.

Geschäftliches DETEKTIVE GENTNER & CO. Stuttgart W. Kolbenstraße 64-68. Telefon 89928, 17216, 69179. Reg. 1576 Auktionsf. Beobachtungen.

Glückliche Ehen in ev. Kreisen. Stifter der evand. Briefstiftung. Der Bundes-Oberbach/Meln, Postfach 165. Kosten: Aust. ohne Abs. (Rückarbeiten).

Mutter und Kind bedürfen ganz besonderer Pflege. KLOSTER-FRAU AKTIV-PUDER bewirkt sich hervorragend in der Säuglings- und Wöchnerinnenpflege: bei Wundsein aller Art, Hautreizungen und Hautentzündungen. Verblüffend auflockernd, geruchbeseitigend und wundheilend, zeigt er sich auch hier als der große Fortschritt zur Pflege der Haut! Denken Sie auch an KLOSTERFRAU MELISSENÖL!

Klosterfrau Aktiv-Puder

Anzeigenbestellschein der Sonntags-Zeitung. Die Berechnung erfolgt zum Preis von 30 Dpf. je Wort und 1 DM für die Kennziffer. Name, Ort, Straße.

Per „Anhalter“

Man sollte einmal über das Anhalterfahren — oder „hitchhiking“, wie es englisch heißt — nachdenken. Der Sommer zaubert sie zu Tausenden auf die Straße, die „Wegelagerer“ der Autobahn, Studenten, Arbeitslose, Pfadfinder, Ostzonenflüchtlinge. Wir meinen natürlich nicht die Veronikas und Autobahnwärter, die übrigens nur einen ganz geringen Prozentsatz der Anhalterfahrer ausmachen, wenn wir fragen: Was treibt sie dazu, gerade auf diese Weise, so beschwerlich und unsicher zu reisen? Ist es die nackte Not, oder steckt ein Stück Romantik und Erlebnisdurst dahinter?

So pflegen sich die Reisen abzuspüren: Zwei Studenten stehen auf der Autobahn und winken... Es stoppt eine Autobahnstreife der Landespolizei, die „weißen Mäuse“. Sie werden aufgeschrieben und an die Bundesstraße verwiesen (Später bekommen sie einen Strafzettel und haben fünf Mark und zweiundsechzig Pfennig an die Kasse einer wohlhabenden Stadt zu entrichten). Sie gehen aber nicht auf die Bundesstraße, sondern ein Stück im Wald



„Hoppla! Gleich bis Hannover? Ich fahre nur bis zur Autobahn.“ Aber der Student ist nicht wählerisch.

entlang der Autobahn. An einem Parkplatz besteigen sie einen „Mercedes 300“ und sind damit für die nächsten drei Stunden untergebracht. Als sie wieder aussteigen müssen, geben sie alle zwanzig Meter ein Anhalter-Grüppchen stehen. Darum laufen sie sich frei,

postieren sich an einer günstigeren Stelle, der eine winkend, der andere abseits im Gras schlafend. Nach zwei Stunden werden sie von einem Schoten aufgeklaut und wenige Stunden später sind sie an ihrem Zielort. Zurückgelegter Weg: 700 km.

Und nun ein anderer Fall: Am frühen Morgen ist ein junger Mann auf die Autobahn gekommen. Erklärlicherweise fängt er, als er am Mittag immer noch nicht mitgenommen worden ist, furchtbar zu schlumpfen an: „Diese Bonzen!“ Tausende von Wagen sind an ihm vorbeigerast. Zu allem Unglück bekommt er noch einen Kollegen, der ihm prompt die erste Chance vor der Nase wegschnappt. Gegen Abend sieht man ihn müden Schritts zur nächsten Straßenbahnhaltestelle pendeln. Zwischen diesen beiden Extremen schwanken die Erfahrungen der Anhalterfahrer.

Die wenigsten der Anhalter-Reisenden fahren planlos ins Blaue, meist ein sehr vernünftiges, einsichtiges Ziel. Wer je einmal jemanden in seinem Wagen mitgenommen hat und nicht verärgert, seinen Gast nach dem Grund der Reise zu fragen, weiß das. Freilich liegt selten eine akute Notlage vor. Die Möglichkeit des Anhalter-Reisens hat dem Erfahrenen lediglich neue Bereiche der Reiseplanung erschlossen. Man leistet sich eine Reise per Anhalter, die man sonst einfach nicht gemacht hätte. Der Arbeitslose aus Süddeutschland rutscht für zwanzig Mark geschwind ins Ruhrgebiet auf der Suche nach einem Arbeitsplatz, die Pfadfinder lernen in ihren Feften für wenig Geld ganz Deutschland kennen und dem Studenten wird die Möglichkeit erschlossen, in seine entfernte Universitätsstadt zu kommen.

Aber darüber hinaus haben die Fahrten ihren Sinn in sich selbst. Ein Fahrer sagte einmal zu seinem Gast: „Ich versuche jedem zu helfen, wo ich nur kann. Ich bin selbst Ostzonenflüchtling. Ich weiß, was Not ist. In den letzten zwei Jahren habe ich mir eine Existenz aus dem Nichts aufgebaut. Wer hat mir geholfen? Keiner! Jeder ist nur auf seinen eigenen Vorteil aus. In dieser Welt muß es Menschen geben, die anders sind, wenn sie nicht unerträglich werden soll.“ Immer sind es nette, freundliche Menschen, die der Anhalter-Passagier antrifft. Lohnt sich das manchmal mehrstündige Warten nicht, wenn man nachher aus Hunderten einziger besonders nette und liebenswürdige



Der Feind des Anhalter-Passagiers: Die „weißen Mäuse“. Sie kontrollieren nicht nur, sondern veranlassen einen Strafbefehl. Der Aufenthalt auf dem Gelände der Autobahn ist für Fußgänger verboten. Bilder: Eberlein

Menschen kennen lernt? In der Eisenbahn pflegt man sich heute mit seinem unbekanntem Gegenüber kaum noch zu unterhalten. Im Auto ergibt sich zwischen Fahrer und Passagier fast immer ein Gespräch. Und das kommt als Besonderes hinzu: Da die beiden, die nur für eine kurze Strecke zusammen reisen, anonym bleiben, pflegt die Unterhaltung viel ungezwungener und offener zu sein, als sonst irgendwo, wo gesellschaftliche Rücksichten zwingen, das Gesicht zu wahren. G. K.



Ich gehe zu Monis Geburtstag

Zeichn.: Ellen Zoller, Tübingen

Liebe Kinder!

Einen netten Zeiterstreiber haben sich Tübingen Kinder ausgedacht, als sie neulich bei der kleinen Moni zum Geburtstag eingeladen waren. Eigentlich wollten sie im Garten miteinander spielen, aber es fing an so heftig zu regnen, daß sie sich ins Haus verziehen mußten. Wo nun 16 Kinder beieinander sind, geht es nicht sehr ruhig zu, und deshalb machte Moni ihren Gästen den Vorschlag zu einem

Zeichnungswettbewerb. Jedes Kind durfte ein Bild malen, und Moni mußte den Preisrichter spielen und das schönste Bild auswählen. Es wurde Moni noch nachträglich zum Geburtstag geschenkt. Ihr seht es nun hier, denn Moni schickte es an die „Sonntags-Zeitung“.

Herzliche Feriengrüße

Euer Onkel Alo

Von Mensch zu Mensch

Andere sind anders

Es liegt im Zuge unserer Zeit, alles normen zu wollen, nicht nur die Dinge, sondern auch die Menschen. Aber noch sind wir einzelne. Jeder Mensch ist anders. Auch äußerlich gleiche Schicksale machen die Haltung und Einstellung gegenüber dem Leben nicht gleich. Auch hier gilt: Andere sind anders.

So werden wir beispielsweise vermeiden müssen, mit der Bezeichnung „Heimatvertriebener“ über die Feststellung hinaus, daß ein Mensch aus seiner gewohnten Umgebung, aus seinem natürlichen Lebensgrund herausgerissen worden ist, ein in jedem Falle gültiges Charakterbild gezeichnet zu haben. Die einen wurden durch dieses Schicksal fast umgeworfen, die anderen wurden nur aktiver. Jeder Mensch ist anders, und jeder reagiert auch anders.

Es ist einfach herzlos, aus dem, was einer erlebt hat, eine bestimmte Verhaltensweise zu fordern. Wir haben kein Recht, darüber die Nase zu rümpfen, wenn sich etwa ein Flüchtling ebenso wie mancher Einheimische ein Rundfunkgerät kauft, während wir andere Dinge für ihn für nötiger halten. Ähnlich ist es bei den vielen Frauen, die heute als Kriegervitwen leben müssen. Hier erwart-

et man — oft mit der geheimen und grausamen Willst der Nichtbetroffenen —, daß eine solche Frau auch freudlos leben sollte. Aber haben wir ein Recht, nun jede heitere Miene, jedes Lachen dort zu beargwöhnen, wo wir meinen, nichts als eine graue Freudlosigkeit erwarten zu dürfen?

Jeder muß mit seinem Leben und seinem Schicksal fertig werden. Wie er es ausübt und meistert, darüber machen wir uns meist herzlich wenig Sorge. Wir beziehen dem anderen gegenüber nur allzuoft die Rolle eines öffentlichen Richters, der feststellt, was einer gegen das Verstoßen hat, was „man“ von ihm erwartete.

Aber wir sind gar nicht so ohne weiteres nach unserem Urteil gefragt, wie sich einer zu verhalten habe, sondern vor allem danach, wie wir uns ihm gegenüber verhalten, danach, wie wir ihm in seiner schweren Situation dazu verhelfen, sein vielleicht verpfusht erscheinendes Leben wieder lebenswert zu machen. Das ist in jedem Falle zumindest denen aufgetragen, die Kinder sein wollen ihres „Vaters im Himmel“, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Andreas

Ein Schäfer als Millionenerbe

Nach 20 Jahren regnet es vier Millionen Dollar

In das kleine Dörfchen Herberhausen bei Göttingen ist über Nacht das große Glück eingezogen. Der 49jährige Schäfermeister Erich Heise hat vom Deutschen Konsulat in New York die Nachricht erhalten, daß er berechtigter Anwärter auf den Nachlaß der Erbschaft einer verstorbenen Astor-Tochter aus New York ist. Unser Mitarbeiter hat den Schäfermeister Heise und seine Familie, die zusammen in ärmlichen Verhältnissen in einer abgelegenen ehemaligen Jagdhütte leben, aufgesucht und schildert seine Eindrücke, die er bei diesem Besuch gewonnen hat.

Wenn der Schäfermeister Heise spät abends nach Hause kommt, hat er einen mühevollen und langen Weg hinter sich. Droben auf dem Silberhagen bei Herberhausen, von dem aus man einen weiten Blick in die Lande hat, liegt die Behausung Erich Heises, die er sich nach und nach aus einer unbewohnten Jagdhütte zurechtgerimmert hat.

Als Vater Heise kürzlich müde nach Hause kam, fand er einen Luftpostbrief mit vielen seltsamen Marken vor. An diesem Abend saß Erich Heise mit Frau und Tochter in der Enge des Stübchens, und das Herz wurde ihm weit, als er las, daß er mit zu den Erbberechtigten gehört, denen die 120 Millionen Dollar der Ella Virginia Astor zufallen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen Arno Win-

tel aus Banteln in der Nähe von Alfeld bei Hannover geheiratet hatte.

Es hatte damit begonnen, daß der Vater von Frau Heise, die eine ge-



Schäfermeister Erich Heise aus Herberhausen bei Göttingen, der über Nacht ein reicher Mann geworden ist. Einstweilen hütet er noch seine Schafe. Wenn die Riesenerbbschaft eingetroffen sein wird, will er sich eine eigene Schafherde „aus Passion“ halten. Vor allen Dingen aber muß ein feines Auto her, und fahren muß ihn ein Chauffeur in Uniform

borene Wintel ist, im Jahre 1931 zum Pfarrer in Eseebeck, einer Landgemeinde bei Göttingen, mußte. „Der Pastor sagte zu meinem Vater, daß er gleich 50 Mark wegen einer Erbschaftsgeschichte an einen Anwalt in Amerika schicken sollte“, so berichtete Mutter Heise, „... aber 50 Mark waren damals eine Stange Geld, und mein Vater überlegte hin und her, wie er das Geld zusammenbringen sollte. An den verstorbenen Onkel Arno konnte er sich noch gut besinnen, und er wußte auch, daß Onkel Arno drüben in Amerika ein steinreiches Mädchen zur Frau genommen hatte. Ja, und wie das im Leben nun so kommt — wenige Zeit später starb mein Vater, und die ganze Sache geriet allmählich in Vergessenheit. Nur manchmal wurde in unserer Familie von dem reichen Onkel in Amerika gesprochen, von Onkel Arno, der eine Tochter von der berühmten Astor-Familie geheiratet hatte.“

Emilie Heise hat noch fünf Brüder. Einer von ihnen ist Zeitungsträger in Banteln bei Alfeld. Eines Tages liest er in der Zeitung eine Notiz, daß sich alle Astor-Erben, die Ansprüche zu stellen haben, melden sollen. Er erinnerte sich an die Geschichte mit Onkel Arno und Virginia Astor. Rund 200 „Anwärter“ auf die Millionenerbschaft wa-

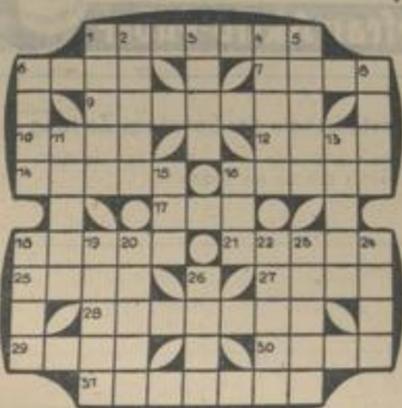
ren bereits als nichterberechtigt ausgeschieden, als der Bantelner Wintel Familienpapiere und den Ahnenpaß hervorkramte und die Unterlagen per Luftpost nach Amerika schickte.

Nach langer Wartezeit erfuhren die Wintels und mit ihnen die Familie Heise in Herberhausen, daß sie zusammen mit ungefähr einem Dutzend von Erbberechtigten die legale Anwartschaft auf das Riesenerbe der Astor-Tochter hatten. Konsulat und Anwalt bestätig-

ten jetzt erneut die rechtmäßige Zugehörigkeit der Wintels in Banteln und Herberhausen zur Erbgemeinschaft, die Anspruch auf die Astor-Millionen hat.

Heises Leben ist bisher nur Mühe und Arbeit gewesen. Ist es da ein Wunder, wenn Erich Heise von einer anderen Welt träumt und wenn er meint: „Als erstes kaufe ich mir ein feines Auto, und fahren muß mich ein Chauffeur in Uniform!“ Fred Liebacher

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Hühnervogel, 6. Schein, 7. Weinpflanze, 9. Hochschätzung, Ehrfurcht, 10. deutscher Komponist, 12. Stärkemehl, 14. Nachkomm, 16. Seidenstoff, 17. Fluß in Thüringen, 18. biblischer König, 21. festlich gedeckter Tisch, 25. orientalischer Würdenträger, 27. russische Halbinsel, 28. Aufstand, 29. Zahl, 30. Heringsfisch, 31. erfahrener Seemann;

Senkrecht: 1. unbrauchbar gewordenes Schiff, 2. Schiff Noaha, 3. Wildschweinjagd, 4. Männername, 5. gesetlich, 6. Radteil, 8. Liebesgott, 11. Land in Asien, 13. Edgerät, 15. Augen-

10 Minuten Kopfbrechen

deckel, 16. Behörde, 18. besitzanzeigendes Fürwort, 19. Krankheitsreger, 20. Frauennamen, 22. Kapital-Anteilschein, 23. nordfriesische Insel, 24. Situation, 26. Behälter.

Auflösungen aus Nr. 30

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Gast, 3. Obmann, 8. Esche, 10. Isegrim, 12. Euwe, 14. Cid, 15. Haag, 17. Rotwild, 21. oval, 23. Sam, 25. Boje, 26. Dilemma, 28. Sasia, 29. Leoben, 30. Stijl;

Senkrecht: 1. Gewehr, 2. Schwarz, 4. Blei, 5. Magd, 6. Neige, 7. Name, 9. Ei, 11. Schwamm, 13. ego, 16. Advokat, 18. Lob, 19. Flegel, 20. Weide, 22. Adel, 23. Seib, 24. Amme, 27. As-

Silberrätsel

1. Mahagoni, 2. Aperitif, 3. Neidenburg, 4. Mannerheim, 5. Ulmer Münster, 6. Skagerrak, 7. Silhouette, 8. Drummond, 9. Einthoven, 10. Namaland, 11. Miosis, 12. Undeel, 13. Themas, 14. Harpune, 15. Annonce, 16. Bazillen, 17. Eruption, 18. Nestorius, 19. Alexandria, 20. Universität, 21. Canossa. — „Man muß den Mut haben, auch einmal unmodern zu sein!“ (Kardinal Faulhaber).

Besuchskartenrätsel

Filmschauspielerin.

Umstellrätsel

Raster, Oper, Sache, Eremit, Bande, Estland, Roman, Nadelstich, Delta, Hafen, Angehrte, Urban, Polen, Triest, Meister, Abend, Nepal, Natur, — Rose Bernd, Hauptmann.

Kontrasträtsel

Deckel, Alter, Sieg, Liebe, Engel, Baß, Erde, Nordpol, Idealismus, Stuhl, Treffer, Enge, Insel, Neger, doppelt, Arbeit, Riese, Länge, Ende, Hitze, Nase, Knabe, Ewigkeit, Import, Nacht, Ebbe, Gold, Armut, Blitz, Einzahl. — Das Leben ist ein Darlehn, keine Gabe.

Unsere Schachpartie

Überlegenes Stellungspiel

in höchster Vollendung demonstrierte der deutsche Jungmeister Lothar Schmid am 4. Brett bei dem mit 134 in Aichaffenburg gegen Österreich gewonnenen Länderkampf.

Weiß: Lothar Schmid
Schwarz: Kovacs

1. c3-c4, Sg3-f3; 2. g2-g3, g7-g6; 3. Lf1-g2, Lf8-g7; 4. e2-e4, d7-d6; 5. d3-d4, e6-e5; 6. Sg1-e2, e7-e5; 7. d4-d5, c7-c6; 8. e4-e5, Sg6-e4; 9. Sd1-c3, f7-f5; 10. e4-f5 (Von hier ab dreht sich der ganze Kampf um den schwarzen Bauern f5, der systematisch solange unter Feuer genommen wird, bis er

fällt), 10... g6-f5; 11. f5-f4, Sg6-d7; 12. Dd1-c2, Sd7-f6; 13. Sd3-d1, e3-e4; 14. Sd1-c2, h7-h5; 15. Lc1-d2, Dd4-e7 (Schwarz hat noch nicht den Ernst der Lage erkannt, sonst hätte er schleunigst mit Sf6-g4 den starken weißen Springer e3 beseitigt); 16. Ld3-c3, Sg8-c7; 17. Lg2-h3, Sf6-g4 (Erzwungen, nun aber zu spät); 18. Lh3-g4, h5-g4; 19. Kgl-g2, Lc8-d7 (jetzt muß Schwarz schon mit h7-h5 etwagisch werden, denn Weiß kann nunmehr den schwarzen Königshügel in die Luft sprengen); 20. Tf1-h1, Lg7-c3; 21. Dc3-c2, Dc7-g7; 22. h2-h3, Dg7-c3; 23. Sc2-c3, g6-h5+; 24. Th1-g3, Tf8-g7 (hier vertiert jeder Zug); 25. Tal-h1, Tf7-g7; 26. Th3-h5, Sd7-e6; 27. Th1-h3, Tf7-g7; 28. Th8-h6+, Kgl-g7; 29. Th3-h7+, Kgl-f6; 30. Th2xf7+, Kf5xf7; 31. Sc3-f3 Schwarz gibt auf! Lothar Schmid wurde für diese hervorragende Partie mit einem Sonderpreis ausgezeichnet.

Während des vor 8 Tagen begonnenen 27. badischen Schachkongresses in Karlsruhe zeigte mir der badische Meister Leonhard (Mannheim) eine hübsche Partie, die ihm bei einer Simultanvorstellung in Seckenheim gelang. Der Meister führte die schwarzen Steine. 1. e5-e4, c7-c5; 2. Sg1-f3, Sg8-c6; 3. Lf3-c4, Sg8-f6; 4. d3-d2, Lf3-c5; 5. e4-e5, d1-d5; 6. Lc1-g5, h7-h6; 7. Lg3-h4 (ermöglicht einen eleganten Mittzug); 7... g7-g5; 8. Lh4-g3, h6-h5!; 9. Sg3-g5, h5-h4; 10. Sg5xf7, h6g7!; 11. Sf7xd8, Lc8-g4!; 12. Dd1-d3, Sg8-d4!; 13. Sd1-c3, Sd4-f5+! (eine überraschende Wendung nach der andern!); 14. g2-f3, Lg4-d3 Weiß gibt auf, denn das Matt ist nicht mehr zu decken. An Stelle 13. Sd1-c3 konnte Weiß noch 13. h2-h3 versuchen, was nach 13... Sd4-e2+; 14. Kgl-h1, Thd3-h1 ebenfalls zu Matt führt. Am effektivsten wäre es nach 13. Tf1-c1 zu Ende gegangen; 13... Sd4-f5+; 14. Kgl-h1, Th3-h1+; 15. Kf1-g1, Sd3-d3+; 16. Kgl-f1, Th3-h1+; 17. Kf1-e2, Sd3-d4+; 18. Kc2-c3, Sd4-f5+ und Matt!

Anmerkungen von Emil Josef Diemer, Rastatt